sc. 5542 f

Neunter Theil.

August Augenmann.
1835.

<3661385399001 1

<3661385399001 1

Bayer. Staatsbibliothek

Ludwig Bourdalouens
königl. französischen Hofpredigers,

Geist,

aus dessen Predigten,
und andern Werken gezogen,
und in bessere Ordnung gebracht.

Begnehmigt von dem hochwürdigst. Ordinariat.

Augsburg, 1785.
in der Joseph-Wölffischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G86/955

APPROBATIO CENSORIS.

Legi librum ſub titulo: Ludwig Bourdalouens Geiſt, aus deſſen Predigten, und andern Werken gezogen, nec quidquam deprehendi, quod orthodoxæ fidei, vel bonis moribus contrarium ſit, ea vero, quæ in hoc libro continentur, ſenſui, & ſpiritui Bourdaloi concionatoris celeberrimi conformia eſſe animadverti. Quocirca hunc librum pro communi utilitate Typo dignum cenſeo. Auguſtæ Vindelicorum die 18. Maii Anno 1784.

Imprimatur.

THOMAS JOS. de HAIDEN, J.U.D. Eminentiſſ. ac Sereniſſ. D.D. Archiepiſcopi Elect. Trevirenſis, Epiſcopi Auguſtani &c. Conſiliarius intimus, Provicarius in ſpiritualibus generalis, & Vice-Officialis.

JOS. ANT. STEINER, SS. Theol. Doctor, Eminentiſſ. ac Sereniſſ. Elect. Archiep. Trevirenſis Epiſcopi Auguſtani Conſiliarius Eccleſiaſticus, Major Pœnitentiarius, Conſiſtorii Aſſeſſor, Viſitator generalis, inſig. Eccleſ. Colleg. ad S. Mauritium Canonicus, & librorum Cenſor.

G86/955

Vorbericht.

Der Werth von den Schriften Bourdalouens ist zu vortheilhaft für diesen großen Redner entschieden — selbst von seinen Gegnern entschieden, als daß man es nur von weiten wagen sollte, sich darüber in etwas herauszulassen. Welche Veränderungen haben wir nur in wenigen Jahren erlebt? welche Revolution erfuhren auch ansehnliche Schriftsteller? und Bourdaloue! ist er nicht unter den geistlichen Rednern eben so der Erste, als der Einzige, der seinen Werth, seinen vollen Werth, annoch behauptet? Was sehr zu wünschen wäre, ist, daß er von jedermann gelesen würde. Dieß würde aber einer der frommen Wünsche geblieben seyn, wenn nicht jemand die Mühe auf sich genommen hätte, den Geist, oder das Mark aus allen den

Schrif-

Schriften dieses großen Redners in eine solche Sammlung zu bringen, die jedem, wessen Standes er immer seyn mag, so angemessen ist, daß er in kurzer Zeit sich so zu sagen mit allen Werken Bourdalouens bekannt machen kann, und dieß ist das Werklein, welches nun auch mit nicht geringer Mühe unserm deutschen Vaterlande gegenwärtig geliefert wird, wie wir bereits vor einigen Jahren ein gleiches von dem großen Bossuet, mit dessen Geiste geliefert haben, wovon unlängst die zwote Auflage ans Licht getretten ist. Auch von diesem, von Bourdaloue nämlich, kann man bald wieder etwas neues erwarten, das ist, von jener freyen Uebersetzung einiger Predigten für einen Jahrgang auf Sonn- und Festtage, welche bereits vor ein paar Jahren angekündet worden, und wovon der erste Band wirklich unter der Presse ist, bisher aber wegen zu vielen andern Arbeiten nicht vollendet werden konnte.

Eben so tritt nächstens eine wiederholte, und verbesserte Ausgabe von

des Fleury Sitten der Jsraeliten und ersten Christen ans Licht, von welchem die Fortsetzung der Historia ecclesiastica unter der Presse ist, so wie nova Forma Theologiæ biblicæ Josephi Weissenbach, desgleichen Florian Reichssiegels, Benedictiners und ehemaligen Professors zu Salzburg Predigten auf die meisten Festtage des Jahrs, 2. Bände gr. 8. Was noch vor kurzem wirklich zum Vorschein gekommen, war:

Des Horus Anmerkungen über die Propheten, Jesum und seine Jünger, widerlegt in Briefen von P. Aloys Sandbüchler, Augustiner, und der orientalischen Sprachen Lektor zu Salzburg. gr. 8.

Womit sich dem gelehrt- und verehrten Publikum empfiehlt, Augsburg im Februar 1785.

Die Joseph-Wolffische
Buchhandlung.

Inhalt.

Von der Wahrheit. Seite 1
Von der Vorsehung. 11
Von der christlichen Religion. 18
Von der Kirche. 27
Von dem Glauben. 44
Von der Frömmigkeit. 59
Von der Demuth. 65
Von dem Heile. 70
Von dem Eifer. 80
Von dem Tode. 90
Von der Welt und ihren verschiedenen Ständen. 101
Von dem Hofe. 112
Von den Regenten und Großen der Welt. 119
Von dem Priesterthume. 137
Von dem Ordensstande. 146
Von den Beichtvätern. 158
Von den Predigern. 166
Von der Erwählung eines Standes. 175
Von den Leidenschaften. 188
Von der Hoffart. 197
Von dem Ehrgeize. 207
Von den Reichthumen. 223

Von

Von dem Neide. Seite 230
Von der Schmeicheley. 235
Von der Verleumdung. 242
Von der Menschenfurcht. 252
Von dem Glücke. 256
Von den Ergötzlichkeiten der Welt. 260
Von dem Spiele. 265
Von der Heucheley. 274
Von der Freundschaft. 281
Von dem Unglauben und der Freydenkerey. 291
Von der unreinen Liebe. 309
Von der Abgötterey. 318
Von dem Irrglauben. 328
Von der Erkänntniß seiner selbst. 337
Von den menschlichen Urtheilen. 342
Von der strengen Sittenlehre. 351
Von dem Verdienste. 366
Von dem guten Namen und einem großen Ruhme. 376
Von dem Beyspiele. 385

Von der Wahrheit.

Es ist vielleicht nichts zu finden, worinnen die Bewegungen unsers Herzens zweydeutiger sind, und wo der Mensch sich selbst mehr zuwider zu seyn scheint, als in Absicht auf die Wahrheit. Denn er liebet die Wahrheit, und hasset sie auch; er suchet sie, und fliehet vor ihr; er freuet sich darüber, und betrübet sich auch. Bald ergiebt er sich ihr mit Vergnügen, bald aber widersetzt er sich derselben mit Hartnäckigkeit. Itzt frohlocket er, daß er sie erkannt und eingesehen hat; und itzt möchte er sie gern auf immer und ewig aus seinem Verstande verbannen. Es giebt nämlich zweyerley Wahrheiten; eine, die uns bestrafet, die andere, welche uns schmeichelt. Um

nun diese Widersprüche miteinander zu vereinigen, muß man die Wahrheit, die uns schmeichelt, fürchten; die Wahrheit aber, die uns strafet, lieben.

Allein der große Grundsatz, oder besser zu sagen, der große Mißbrauch der weltlichen Klugheit besteht darinnen, daß man unangenehme Wahrheiten denjenigen verschweiget, welchen es, sie zu wissen, nützlich und sehr viel daran gelegen seyn würde; hingegen hat sich die Welt zu allen Zeiten nur mehr als zu viele Freyheit herausgenommen, sie denen bekannt zu machen, die sie nichts angehen, und für die sie auch ein Geheimniß seyn sollten. Man sagt zwar, was man sagen sollte; man sagt es aber jemand ganz andern, als demjenigen, dem man es sagen sollte. Man sagt es aus Unvorsichtigkeit, aus übler Nachrede, aus Rachbegierde, wo man es nicht sagen soll; und man verschweiget es auf eine gewissenhafte Art, wo man es sagen soll. Und zu

eben

eben der Zeit, da man wider die Liebe und seine Pflicht handelt, indem man eine verhaßte Wahrheit allenthalben ausbreitet, hält man es fälschlich für Liebe und Pflicht, die verhaßte Wahrheit vor demjenigen zu verheelen, den sie eigentlich angeht, und welcher sich dieselbe allein würde zu Nutzen machen können. Denn eine Wahrheit, die zur rechten Zeit angebracht worden, ist in gewissen Umständen hinlänglich, unser Herz von einer lasterhaften Gewohnheit, und von einer Leidenschaft zu befreyen. Ganze Jahre, die man mit Nachdenken zugebracht, hatten nichts dabey ausgerichtet; aber diese weislich mitgetheilte Nachricht und Warnung ist das heilsame Mittel, das uns gesund macht. Man wird zwar anfangs davon beunruhiget, und geräth darüber in Bewegung; endlich aber wird die Empfindung durch die Gnade und Vernunft überwunden, und diese, obgleich bittere Wahrheit, nachdem sie gründlich und mit gesetzter Vernunft ist erwogen worden, fängt

an zu wirken, und ist, wegen ihrer Bitterkeit selbst, die Ursache und der Grund der Genesung.

Wenn etwas ist, das einen reinen, großmüthigen und uneigennützigen Eifer erfordert, so ists der Auftrag, eine unangenehme Wahrheit demjenigen zu entdecken, der sich für untadelhaft hält. Soll man einen Mann von den Unordnungen, die in seinem Hause vorgehen; eine Frau von dem, was von ihr geredet wird; und einen Großen von dem Aergernisse, welches er giebt, benachrichtigen, so wird es ein jeder von sich abzulehnen suchen, es will sich niemand in die Gefahr begeben, ein jeder hat seine Ursachen, warum er es nicht thun will. Es wird sich kaum in einer Familie, ja kaum in einer ganzen Stadt jemand finden, der sich in der einzigen Absicht, seine Pflicht zu beobachten, untersteht, die Wahrheit zu sagen.

Und

Und eben darum, weil nichts schwerer ist, als eine unangenehme Wahrheit zu verkündigen, und sie zu überbringen, so wäre es unsere Pflicht, diejenigen dieser Schwierigkeit zu überheben, welche uns diesen Liebesdienst erweisen sollen. Nämlich, wir sollen ihnen einen freyen und liebreichen Zutritt bey uns verstatten, wir sollen ihnen nicht durch eitle Worte, sondern durch ein gleichförmiges Verhalten zu erkennen geben, daß wir sie hoch schätzen, und daß wir sie nicht nur gern, sondern auch mit Vergnügen anhören, weil wir überzeugt seyn sollen, daß dieses das sicherste Merkmaal ihres Eifers ist, und weil wir befürchten sollen, wenn wir ein wenig gar zu empfindlich wären, so möchten wir ihnen dadurch den Mund stopfen; und wenn wir von ihnen verlangten, sie sollten gelinde mit uns verfahren, so möchten wir sie völlig abschrecken, und ihrem Eifer alle Kraft benehmen.

So nichtig und ungerecht wir uns die Urtheile der Welt auch immer vorstellen, so fürchten wir uns doch bey dem allen nicht so sehr vor der Unbilligkeit und Bosheit, als vor der Wahrheit derselben. Denn warum sind uns die scharfen und nachtheiligen Urtheile, wenn sie uns bekannt werden, so empfindlich, als eben darum, weil wir sie nur gar zu wahr finden? wären sie falsch, so würde man sich nichts aus ihnen machen. Sie gehen uns nur deßwegen nahe, weil sie gar zu gegründet sind, weil sie gar zu viel Glauben finden, und weil wir ihnen nichts entgegen zu setzen wissen. In Ansehung der zu weit getriebenen Urtheile, welche die Leidenschaft und die Rache wider uns hervorbringt, lassen wir uns gar leicht Recht wiederfahren, wir berufen uns von denselben auf das Zeugniß unsers Gewissens und die bekannte Wahrheit. Und dieses Zeugniß steht uns nebst der Wahrheit, die uns günstig ist, wider die Verwegenheit und Ungerechtigkeit bey.

Wir hassen zwar die Verleumdung, die uns etwas Böses Schuld giebt, aber wir hassen auch die Wahrheit, die uns bestrafet; und wenn wir recht darauf Acht haben, so macht die Wahrheit, die uns bestrafet, oftmals einen weit empfindlichern Eindruck in uns, als die Verleumdung, die uns etwas Böses Schuld giebt. Denn die Verleumdung können wir widerlegen und zu Schanden machen: wenn uns aber die Wahrheit überzeugt, so macht sie uns selbst zu Schanden. Die Verleumdung, die uns etwas Böses Schuld giebt, vergeht, und verschwindet mit der Zeit; aber die Wahrheit, die uns bestrafet, erhält von Tag zu Tage immer mehr und mehr Licht. Je mehr Licht sie aber bekömmt, desto deutlicher leget sie unsere Schande an den Tag, und macht, daß wir nichts darwider einwenden können.

Wir treten der Wahrheit zu nahe, und thun ihr, wenn ich mich so ausdrücken darf,

auf eine doppelte Art Gewalt an. Denn anstatt daß wir das Licht, welches sie uns verschaffet, wohl anwenden, und gebrauchen sollten, so verderben wir es in uns durch strafbare Irrthümer, und verfälschen es außer uns durch angenommene Heucheleyen. Das heißt, wir wollen uns weder selbst kennen lernen, noch auch andern bekannt werden: eine von unsern Bemühungen ist, daß wir uns betrügen, und die andere, daß wir andere betrügen.

Man kann Leute antreffen, welche ob sie gleich mit den Begriffen der erhabensten Gottesfurcht erfüllet sind, von nichts als Gott und seiner Ehre reden, in ihrem Verhalten klug, und in ihren Regeln strenge sind; dennoch bey dem allen nicht im Stande sind, eine Ermahnung und Warnung anzunehmen: wunderbare Leute, andern die Wahrheit zu sagen; aber bis zur Schwachheit empfindlich, wenn sie sich genöthiget sehen, die ihrigen anzuhören.

Man

Man liebt die Prediger, welche die Wahrheiten vortragen, wenn es nur nicht unsere Wahrheiten sind. So bald als die Wahrheiten, die sie predigen, unsere Wahrheiten sind, und wir solches gewahr werden, so fängt eine gewisse Bitterkeit und Verbitterung in unserm Herzen zu entstehen an. Sie mögen von anderer ihren Fehlern so lang und so viel reden, als sie nur immer wollen, wir hören ihnen mit Vergnügen zu, und wissen ihnen nicht Lob genug zu sprechen. Wenn sie aber auf uns kommen, so entziehen wir ihnen unsere Zuneigung, wir hegen nicht mehr die Gewogenheit gegen sie, ja wir werfen uns selbst zu Richtern und Tadlern ihres Amtes auf; gleich als ob dasjenige was sie uns sagen, minder wahr wäre, weil wir es nicht gern hören.

Die Menschen, die von ihren Leidenschaften eingenommen sind, halten nur dasjenige für Wahrheit, was sie lieben, und

was ihnen gefällt; oder vielmehr machen sie sich das, was ihnen gefällt, mit Ausschliessung alles dessen, so ihnen nicht gefällt, zu einer eingebildeten Wahrheit; weil sie nämlich die scheinbare und in die Augen fallende Wahrheit lieben, aber die strenge und demüthigende Wahrheit nicht leiden können. Sie hassen oftmals die Wahrheit um eben der Ursache willen, um welcher willen sie ihnen liebenswerth seyn soll, ich will sagen, weil sie Wahrheit ist. Wenn dasjenige, was man ihnen vorhält, weniger wahr wäre, so würden sie sich auch weniger darüber erzürnen; sie werden nur deßwegen so aufgebracht, weil die Sache weit gewisser ist, als sie es wünschen, und weil sie so gewiß ist, daß sie dieselbe nicht läugnen können.

Von der Vorsehung.

Wenn der Ungläubige nur dem bloßen Triebe seiner Vernunft folget, so nimmt er schon, ohne es zu merken, eine Vorsehung an, an welche er nicht denket. Er glaubet, ein Staat könne nicht anders, als durch die Weisheit und den Rath eines Fürsten wohl regieret werden; er glaubet, ein Haus könne ohne die Wachsamkeit und Haushaltung eines Hausvaters nicht bestehen; er glaubet, ein Schiff könne ohne die Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit eines Steuermanns nicht wohl geführet werden. Wenn er nun dieses Schiff auf der offenbaren See fortfahren, wenn er dieses Hauswesen wohl eingerichtet, und dieses Reich in der Ordnung und in dem Frieden sieht; so macht er ohne Bedenken den Schluß, es sey ein Geist, ein verständiges Wesen, welches die Aufsicht darüber führe. Aber in Ansehung der ganzen Welt

will

will er ganz anders urtheilen; er will behaupten, dieses große und ungeheure Weltgebäude werde ohne Vorsehung, ohne Klugheit und ohne Einsicht, bloß von ungefähr, in der wunderbaren Ordnung, in welcher wir es erblicken, erhalten. Heißt das nicht wider seine eigene Einsicht handeln, und seiner Vernunft widersprechen? Denn was ist die Welt? sie ist der große Schauplatz, die große Schule der Vorsehung, allwo man, wenn man nur einigermassen darauf Acht hat, alle Augenblicke wahrnimmt und lernet, es sey in der Welt eine Macht und eine Weisheit, welche über die Macht und Weisheit der Menschen erhaben ist, die mit ihren Absichten und Unternehmungen spielet, die ihre Schicksale ordnet, welche so wohl erhebt als erniedriget, welche arm und auch reich macht, und welche als ein unumschränkter Herr alles nach ihrem Gefallen einrichtet.

Wenn

Wenn es eine Vorsehung giebt, sagt man, warum läßt sie denn zu, daß die Frommen unterdrücket, und die Gottlosen erhöhet werden? Aber ich frage: ist es wohl vernünftig, daß wir um dieser einzigen Schwierigkeit willen einen Grundsatz des Glaubens verlassen, der so unfehlbar und so fest gegründet, als der Grundsatz einer Vorsehung ist? und daß wir ihn deßwegen, weil es eine gewisse Sache giebt, wo uns das Verhalten dieser Vorsehung gegen die Menschen dunkel vorkömmt, für zweifelhaft halten, und uns so gar unterstehen, ihn schlechterdings zu verwerfen? ist es nicht billiger, daß wir der Schwierigkeit, die uns Unruhe verursachet, alle Regeln unsers Glaubens, und alle Einsicht unserer Vernunft entgegen setzen; und daß, da wir nicht genugsame Einsicht besitzen, das Geheimniß dieser Vorsehung zu ergründen, welche, wie es scheinet, mit den Frommen so hart verfährt, gegen die Sünder aber sich so freygebig erweiset, ist es nicht billi-

ger,

ger, sage ich, daß wir warten, bis wir es einmal in seiner Quelle, das ist, in Gott selbst einsehen werden? Wenn wir sehen, daß es den Frommen auf der Welt übel, und hingegen den Gottlosen und Sündern auf derselben wohl geht, welches uns eine Unordnung zu seyn scheinet; so ist dieses einer der stärkesten und augenscheinlichsten Beweisen, uns zu überzeugen, daß außer diesem Leben noch ein anderes Leben ist, daß unsere Seelen nicht mit unsern Leibern sterben, und daß nach dem Tode eine Belohnung, eine Herrlichkeit, und eine Seligkeit zu hoffen ist.

Es heißt, Gott in seinem allerhöchsten Wesen angreifen, wenn man sich untersteht, sein Verhalten, und seine Vorsehung, es sey, worinnen es nur will, zu tadeln. Wenn Gott etwas gethan hätte, wodurch unsere Vernunft beleidiget zu seyn schiene; so würde es, so bald sich der Glaube mit allen seinen Bewegungsgründen zeiget, um

uns zu erkennen zu geben, daß sich die Sache also verhält, unsere Schuldigkeit seyn, unsere Vernunft als blind und verwegen zu verdammen, und es würde ihr gar nicht zukommen, etwas wider die Werke Gottes einzuwenden. Lasset uns Gott wenigstens dieses einräumen, daß er etwas thun könne, welches wir zu begreifen nicht im Stande sind. Ists nicht eine schändliche Sache, daß sich der Mensch unterstehet, nach seinem Gefallen über Geheimnisse zu urtheilen; und daß, indem er sich an Geheimnissen stößt, er sich an Gott selbst stößt, und sich an ihm ärgert?

Wer die Vorsehung läugnet, der thut es entweder aus Unglauben, weil er diese Vorsehung nicht erkennet, und sie nicht glaubet; oder aus einer bloßen Empörung des Herzens, weil er, ob er sie gleich glaubet, sich ihr dennoch nicht unterwerfen will. Thut er es aus Unglauben: welch eine Blindheit ist diese, dasjenige nicht zu glauben,

ben, was die klügsten Heyden bloß vermittelst des Lichtes der Natur und der Vernunft geglaubet haben? dasjenige nicht zu glauben, was wir, auch ohne den Glauben, beständig erfahren, fühlen, und bey unzähligen Gelegenheiten bekennen müssen? Thut er es aus einer bloßen Empörung des Herzens: welch eine Verwegenheit, eine Vorsehung zu glauben, welche die Welt regieret, und sich ihr doch nicht unterwerfen, sich nicht nach ihr richten, sich nicht nur von ihr losreißen, sondern auch wider ihren Willen zu seinem Zwecke gelangen, und seine Unternehmungen durch andere Mittel, als diejenigen, welche sie bestimmet hat, ausführen wollen? Unterdessen ist dieses der Fehler, zu welchem der Geist der Welt unvermerkt verleitet.

Wenn man auch gleich eine Vorsehung glaubet, so lebet man doch in der Welt, als ob man sie nicht glaubete. Denn man glaubet eine Vorsehung, und handelt doch alle-

allezeit bey den weltlichen Geschäfften mit eben der Unruhe, mit eben der Ungeduld, mit eben der Gottesvergessenheit in Ansehung des glücklichen Erfolgs, mit eben der Kleinmüthigkeit in den Widerwärtigkeiten, und mit eben der stolzen Einbildung bey den Unternehmungen, als ob diese Vorsehung ein leerer Name wäre, und nichts entschiede, noch an etwas Theil hätte. Wenn der Glaube der Vorsehung in das Verhalten unsers Lebens einen solchen Einfluß hätte, als er in dasselbe haben sollte, so würde alles an uns vernünftig seyn; weil aber der Geist der Welt, der in uns die Oberhand hat, macht, daß wir diese Vorsehung verlassen, so fallen wir vermög einer unvermeidlichen Folge in unzählige Fehler. Wir erhalten von Gott Wohlthaten, ohne daß wir sie erkennen, und Züchtigungen, ohne daß wir uns dieselben zu Nutze machen. Was uns bekehren sollte, verstocket uns; und was uns heiligen sollte, bringt uns auf und zur Verzweiflung. Wir er-

heben uns, wo wir uns demüthigen sollten, und beunruhigen uns, wo wir Gott preisen und uns trösten sollten.

Von der christlichen Religion.

Unsere Religion, so heilig und ehrwürdig sie auch immer ist: so ist sie doch seit ihrer Einführung der Zankapfel aller Zeiten gewesen. Die Heiden haben sie, nach der Einsicht der fleischlichen Klugheit, als eine solche verworfen, die gar zu hoch und gar zu weit über die Menschlichkeit erhoben wäre, das ist, die eine gar zu weit getriebene Vollkommenheit, welche die Gränzen der gesunden Vernunft überstiege, verlange. Hingegen haben sie sehr viele unter den Ketzern, die von ihren eigenen Vorstellungen eingenommen waren, als eine solche angegriffen, welche gar zu natürlich und gar zu menschlich wäre, das ist:

welche dem Menschen noch gar zu viel Freyheit ließe, und die genaue und strenge Verbindlichkeit der Gebothe, die sie giebt, nicht weit genug triebe. Die ersten haben sie einer Unbescheidenheit, und die andern einer allzu großen Freyheit beschuldiget. Die einen haben sich beklaget, sie verlange eine seltsame und thörichte Losreißung von den Dingen in der Welt; und die andern haben ihr vorgeworfen, sie wäre eben in diesem Stücke gar zu gelinde, und fordere noch viel zu wenig. Was ist wohl daraus zu schliessen? dieß ist zu schliessen, daß das christliche Gesetz ein billiges und vernünftiges Gesetz sey, weil es die Mittelstrasse zwischen diesen beyden Abwegen beobachtet.

Die christliche Religion ist zu allen Zeiten für die schärfste und strengste unter allen Religionen gehalten worden, und ihre Feinde haben ihr diesen Vorzug selbst nicht streitig gemacht. Sie hat aber diesen Vorzug nur deßwegen, weil niemals eine Re-

ligion den Leidenschaften der Menschen so zuwider gewesen, als sie es ist. Es hat zwar Religionen, oder vielmehr Arten des Aberglaubens gegeben, welche, was die Kasteyung des Leibes anbetrifft, eben so strenge, ja sogar noch strenger, als die christliche Religion, gewesen sind. Und wenn wir uns in diesem Stücke mit gewissen heydnischen Sekten in eine Vergleichung stellen wollten; so würden wir vielleicht Ursache uns zu schämen haben. Wir treffen mitten unter den Ungläubigen solche Arten der Enthaltung und der Strenge an, zu deren Beobachtung sich unsere Zärtlichkeit vielleicht niemals entschliessen würde. Aber der Unterschied, der allemal unter uns und diesen Anhängern der heydnischen Strenge gewesen ist, besteht darinnen, daß sich diese zu eben der Zeit, da sie sich verbindlich gemacht, ihrem Fleische wehe zu thun, übrigens den Ausschweifungen ihrer Leidenschaften ergeben haben. Sie fragten wenig darnach, daß sie die strengsten Dinge

ge beobachten mußten, wenn sie sich nur ihren Lüsten und Begierden ergeben konnten; und richteten sich ohne Mühe nach einem Gesetze, welches, so verdrüßlich es ihnen auch immer vorkam, dennoch keine von den Regungen ihres Herzens misbilligte.

Man begreift es gar leicht, wie sich das Heidenthum ohne Wunder in der Welt ausgebreitet hat; denn es beförderte offenbar alle Leidenschaften, es rechtfertigte alle Laster, und es ist dem Menschen nichts natürlicher, als sich auf diese Seite zu schlagen. Dieses aber läßt sich nicht begreifen, daß ein Gesetz, welches uns befiehlt, unsere Feinde zu lieben, und uns selbst zu hassen, so viele Anhänger gefunden hat. Wenn auch gleich die Apostel so beredt und so gelehrt gewesen wären, als sie es nicht waren: so weiß man doch nur mehr als zu wohl, was die Beredsamkeit und die menschliche Gelehrsamkeit ausrichten können; oder vielmehr wie schwach so

wohl die eine als die andere ist, wenn es auf die Verbesserung der Sitten ankömmt. Und das Beyspiel des Plato, der bey allem Ansehen und bey aller Hochachtung, worinnen er seiner Weisheit wegen in der Welt stund, nicht einmal einen einzigen Marktflecken hat dahin bringen können, daß er nach seinen Lehren gelebet, und nach seinen Gesetzen sich gerichtet hätte; zeiget zur Genüge, daß die Apostel nach weit erhabenern Grundsätzen handelten, als sie die Provinzen und die Königreiche unter den Gehorsam des Evangeliums brachten.

Die Religion trägt ihre besondern Wahrheiten vor, und, so verborgen sie auch immer sind, unterwirft sie die Vernunft denenselben, ohne ihr die Freyheit zu gestatten, ihre geheimnißvollen Schatten durchzudringen. Wenn sich die Vernunft vermittelst ihrer natürlichen Ungelehrigkeit und ihres Hochmuthes entgegen setzet, so bringt sie die Religion durch den Nachdruck ihres

An-

Ansehens, und durch ein ausdrückliches Geboth unter das Joch, und hält sie gefangen. Dieses der Vernunft aufgelegte Stillschweigen demüthiget sie; aber eben dieses ist eine heilsame Demüthigung, welche die Vernunft verhindert auszuschweifen, und welche sie in den gerechten Schranken hält, aus denen sie niemals herausgehen muß. Auf diese Art ist unser Glaube fest, ohne etwas von seiner Dunkelheit zu verlieren: und er ist zu gleicher Zeit dunkel, ohne etwas von seiner Feste zu verlieren.

Die christliche Religion führet in der menschlichen Gesellschaft, und in dem bürgerlichen Leben eine bewundernswürdige Ordnung ein: sie hält einen jeden in seiner Pflicht: sie richtet alle Stände ein, und unterhält in denselben eine vollkommene Rangordnung: sie lehret die Kleinen, die Großen ehren, und ihnen den Gehorsam, der ihnen gebühret, erweisen; und sie lehret die Großen, die Kleinen nicht verachten,

ten, sie nicht unterdrücken, sondern sie unterstützen. Sie hält die Gottlosen durch die Furcht der ewigen Strafen zurücke, und muntert die Guten durch die Hoffnung einer unermeßlichen und unendlichen Glorie auf. Indem sie nun auf diese Art alle Laster verbannet, und zur Ausübung aller Tugenden antreibet; so ist für das gemeine Beste nichts heilsamer, und den Frieden, die Einigkeit, und die wunderbareste Ordnung allenthalben zu erhalten nichts dienlicher, als eben diese christliche Religion.

Was für ein Schluß ist hieraus zu ziehen? In einer Religion, welche alle Sachen so gut anordnet, entdecket der Gerechte das Werk einer höhern Vorsehung; der Gottlose hingegen macht einen ganz entgegen gesetzten Vernunftschluß: und, weil diese Religion allen Ständen des Lebens so nützlich ist, giebt er vor, sie sey nichts anders als eine Erfindung der menschlichen Staatsklugheit. Wie? muß denn also die

Religion, damit sie den Charakter und das Merkmal einer wahren Religion an sich habe, ein solches Gesetz seyn, welches die Welt in Verwirrung setzet, und die ganze Ordnung über den Haufen wirft?

Die große Anzahl der Religionen, ob sie gleich falsch sind, ist ein überzeugender Beweiß, daß es eine wahre Religion gebe. Dieser allgemeine Begriff der Religion, welcher in die Herzen aller Völker eingedrücket, und aller Orten ausgebreitet ist, ist zu allgemein, als daß er ein erdichteter Einfall seyn solle; wenn er bloß eine leere Einbildung wäre, so würden niemals alle Menschen mit einer so einmüthigen Einwilligung sich denselben zu machen eins geworden seyn, gleichwie sie sich, zum Beyspiele, niemals überredet haben, daß sie nicht sterben sollten. Es ist folglich dieser Begriff einer aus jenen ersten Grundsätzen, die in dem Innersten unserer Seele eingepräget sind, und ih-

re augenscheinliche und unwidersprechliche Wahrheit in sich begreifen.

Die Religion ausgenommen, heißt es, ist dieser Mann ein rechtschaffener Mann. Welche Ausnahme, die Religion ausgenommen! — Das ist, er ist ein rechtschaffener Mann, ausgenommen, daß er die wesentlichste Pflicht des Menschen nicht erfüllet, welche in dem besteht, daß er seinen Schöpfer erkenne, und sich ihm unterwerfe; er ist ein rechtschaffener Mann, ausgenommen, daß er gewisse Grundsätze heget, die allen Handel, alles Vertrauen unter den Menschen vernichten. Stellet ihn auf gewisse Proben, vertrauet euch ihm an, und ihr werdet sehen, wer dieser rechtschaffene Mann sey.

Diejenigen, die sich an die Religion wagen, schonen, um also zu reden, dem Leibe derselben, den sie nicht angreifen können, und halten sich nur an das äußerliche

che Wesen. Wider einen Punkt, der von keiner Wichtigkeit ist, und an dem die Religion keinen Antheil nimmt, wider eine geringe Andachtsübung, wider eine Ceremonie, wider einen Brauch, an dem sie sich stossen, und den eine lobenswürdige Einfalt des Volkes eingeführet hat, richten sie alle ihre Pfeile, und lassen ihre ganze Beredsamkeit sehen. Unsere Religion muß in der That auf ihren Grundsäulen wohl befestiget, und von allen Seiten gut bewaffnet seyn, weil man genöthiget ist, sie nur in der Ferne anzugreifen.

Von der Kirche.

Die heydnischen Kaiser gedachten die Kirche auszurotten, indem sie wider diejenigen, die sie bekannten, auf das strengste verfuhren; es war aber dieses gerade das Mittel, sie zu befestigen. Sie beförderten dadurch, ohne es zu wollen, ihre

Aus-

Ausbreitung, weil sie ihr eben so viel Zeugen verschaffeten, als sie vermeynte Uebelthäter zum Tode verurtheileten. Ein jedes Bekenntniß kostete sie einen Martyrer; aber ein jeder Martyrer brachte ihr einen Haufen neuer Vertheidiger zuwege. Man kann daher die erste Kirche nicht zu viel in Ehren halten; allein der hohe Begriff, den man davon hat, muß uns nicht hierzu dienen, daß wir die Kirche der letzten Jahrhunderten verachten. In der ersten Kirche, unter einer großen Heiligkeit, geschah es dennoch, daß sich viele Freyheiten einschlichen; und in der Kirche der letzten Jahrhunderten, unter den vielen Freyheiten, die sich eingeschlichen haben, trifft man dennoch noch viel Heiligkeit an.

Es giebt Christen, welche die Angelegenheiten der Kirche als ihre eigenen ansehen, es giebt aber derer auch andere, welche aus ihren eigenen Angelegenheiten die Angelegenheiten der Kirche machen. Die einen sehen die Angelegen-

genheiten der Kirche als ihre eigenen an, durch ihren Eifer, durch ihre Ergebenheit, durch die Empfindlichkeit ihres Herzens gegen die Kirche. Die andern machen aus ihren eigenen Angelegenheiten die Angelegenheiten der Kirche, indem sie sich als Leute betrachten, die fähig sind, der Kirche wichtige Dienste zu leisten, und viel Gutes zu thun. Viel Gutes! Ey! warum handeln sie nicht aufrichtiger? Ihre gerade und erste Absicht betrifft nicht so fast das Gute, was sie in der Kirche thun werden, als das Gute, und die Einkünften, deren sie daselbst genießen werden. Ists wohl, um mehr im Stande zu seyn, der Kirche zu dienen, daß man größere Einkünfte haben will? Allein was sage ich, der Kirche zu dienen? es würde ihr oftmals sehr schlecht gedienet werden, wenn es nur durch diejenigen geschähe, welche mehrere Ursachen, und mehrere Verbindlichkeiten ihr zu dienen, haben wollen.

Man nimmt sich um die Kirche an, und hierinnen erfüllet man seine Pflicht; allein nimmt man sich nicht zuweilen um die Kirche mehr an, als sie sich selbst ihre Vortheile angelegen seyn läßt? Oder wozu diese Unruhen, dieses beständige Lärmen? wozu diese Bitterkeiten, und Verbitterungen des Herzens? Das Uebel entsteht daher, weil sich in die meisten dieser Streithändel viel natürliches, viel menschliches einmischet. Wenn man sich nicht in Acht nimmt, so wird aus einem Religionskriege ein Krieg der Leidenschaft.

Es ist niemand in der Kirche zu finden, der sich nicht, so übel er gegen sie auch immer gesinnet ist, mit einer gewissen vermeynten Unterthänigkeit schmeichle; gleichwie in einem Staate kein Aufrührer und Rebelle zu finden ist, der nicht vorgäbe, er habe gute Absichten, und vertheidige die gute Sache. Sagen, man sey der Kirche ergeben, und sich doch wie die

größten Feinde der Kirche verhalten; sich Kinder der Kirche nennen, und sich doch zu gleicher Zeit zu Richtern der Kirche aufwerfen wollen; sich wider ihre Aussprüche empören; ihre Strafen verachten; dasjenige loben, was sie verwirft, und hartnäckig behaupten, was sie verdammet; eine Schrift, die sie verworfen und verfluchet hat, ungescheut, und ohne Bedenken lesen; eine Lehre, die sie verbannet hat, unterstützen, sie ausbreiten, und in Ansehung ihrer die Macht und das Ansehen, die Verheissungen und die Drohungen, nebst allen Kunstgriffen, die der Geist des Irrthums eingiebt, gebrauchen; heißt dieses nicht, sich selbst widersprechen? Warum redet man so ehrerbiethig, wenn alle Werke auf den Aufruhr abzielen? und warum schmücket man sich mit einem erdichteten Gehorsame, wenn man das Joch wirklich abwirft, und in der Empörung lebet?

Gleich-

Gleichwie in einem bürgerlichen Kriege die Aufrührer sich damit befriedigen, daß man sich ihren Unternehmungen nicht entgegen setze; eben also wünschen die Ketzer nichts mehr, als daß man ihnen nicht widerspreche, und daß man ihrem Fortgange kein Hinderniß in den Weg lege. Sie wissen sich übrigens schon zu helfen, und Kräfte zu bekommen. Sie sind die ersten, welche die Unpartheylichkeit verlangen; aber mit dem Bedinge, daß sie dieselbe nicht beobachten, und daß sie nichts unterlassen werden, um heimlich und desto nachdrücklicher zu handeln. Sie sind die ersten, welche den Frieden verlangen; aber, welches wohl zu verstehen ist, nur damit sie sich diesen Frieden zu Nutzen machen, um den Krieg mit einem desto größern Fortgange fortzusetzen, mit je wenigerm Aufsehen er geführet wird. Eine unzählige Menge sogar derer, welche keine übeln Absichten haben, läßt sich in diesen Fallstrick verwickeln. Warum lebt man nicht im Frieden,

sagen

sagen sie, und wozu dieser ganze Lärmen? Dieß heißt, meines Erachtens, eben so viel, als wenn man den Hirten, welcher, da sich der Wolf in dem Schafstalle befindt, aus allen seinen Kräften um Hülfe rufet, fragen wollte, warum er sich dergestalt in Bewegung setze, und ein so großes Geschrey erwecke.

Man sagt bisweilen: die Kirche werde von Menschen regieret, und diese Menschen, die sie regieren, könnten ihre Leidenschaften haben, und hätten sie auch wirklich. Ein nichtiger und eitler Vorwand. Denn ich betrachte die Kirche entweder ohne den Beystand des heiligen Geistes, oder mit diesem Beystande, der ihr ist versprochen worden. Wenn ich sie mir ohne den Beystand des Geistes Gottes vorstelle; so würde ich, wenn sie auch gleich alsdenn von allem Eigennutze, und von aller Leidenschaft noch frey wäre, doch nicht verbunden seyn, mich ihr mit dem innern und unumschränkten

Gehorsame, den der Glaube erfordert, zu unterwerfen. Wenn ich sie aber so nehme, wie sie von dem Geiste der Wahrheit Beystand und Eingebungen erhält; so hindern alle menschliche Leidenschaften und Vortheile nicht, daß ich nicht schuldig seyn sollte, ihr meinen Verstand vollkommen zu unterwerfen; weil sie Gott, ohne an die menschlichen Leidenschaften und Vortheile gebunden zu seyn, regieret, und weil er, bey unzähligen Gelegenheiten, unsere Leidenschaften und Vortheile zur Beförderung seiner Absichten anzuwenden weis.

Von dem Augenblicke an, daß wir einem einzigen durch den Ausspruch der Kirche bestimmten Glaubenspunkte unsern Beyfall versagen werden, werden wir sie nicht mehr als unfehlbar betrachten, weil wir behaupten, daß sie in diesem besondern Punkte gefehlt habe. Wir werden, ich lasse es zu, allen den übrigen beypflichten; allein weder die Kirche noch ihr Zeugniß wird uns eigent-

eigentlich dahin bestimmen; wir werden ihnen beyfallen, weil wir sie unsern Vernunftschlüssen, und unsern Grundsätzen gemäß finden: dergestalt daß wir uns in unserm Beyfalle und in unsrer Unterwerfung nicht so viel nach dem, was die Kirche geurtheilet, als nach dem, was wir selbst geurtheilet haben, richten werden.

Man will, heißt es bisweilen, ich solle dieses Buch verdammen, und ich habe es niemals gelesen. Man will, ich solle diese Lehre verwerfen, und ich verstehe sie nicht. Den Weisen und Gelehrten steht es zu, ihre Gedanken hervorzubringen, und sich zu erklären: ich aber bekümmere mich nicht darum; oder schicket es sich wohl auf mich, mich in etwas, was mich nicht angeht, einzumengen? Nein, ich wiederhole es noch einmal, es schicket sich nicht auf euch, in vorwitzige Untersuchungen euch einzulassen, noch die Entwicklung der Wahrheit mitten durch die Wolken, mit denen man sie ein-

hüllet, und mit denen man sie zu verdunkeln suchet, zu unternehmen; es steht euch nicht zu, euch als Richter der Lehre aufzuwerfen. Aber dieß steht euch zu, daß ihr die Kirche, welche den Ausspruch hierüber gemacht hat, anhöret, und ihren Aussprüchen getreulich beyfallet. Ach! wie würde es mit uns stehen, wenn noch etwas mehrers erfordert würde? Es müßte sich also ein jeder in den Schulen der Gottesgelehrtheit unterrichten lassen. Dieses hieße die Lehrer auf eine seltsame Art vermehren, und vermittelst der Lehre die ganze Ordnung und Einrichtung der Welt über den Haufen werfen.

Es ist eine wunderbare Sache, zu sehen, mit welchen Lobeserhebungen, und mit welchem Eifer man in gewissen Umständen einen Ausspruch, der uns günstig zu seyn, und unsere Gegner zu verdammen scheinet, annehme. Man findet nicht genugsam starke Ausdrücke, die Weisheit, die Billigkeit, die

die Heiligkeit desselben zu erheben, und man erschöpfet hierüber seine ganze Beredsamkeit. Man möchte ihn gern in allen vier Theilen der Welt ertönen lassen, damit kein einziges Glied der Kirche seyn sollte, das nicht davon unterrichtet wäre. Das ließe sich hören; allein das Uebel besteht hierinnen, daß alles dieses von keiner langen Dauer ist. Denn rüste sich nur die Kirche in der Folge, und in andern Umständen uns selbsten zu urtheilen, und unsere neuen und irrigen Meynungen zu verdammen, so ist dieses schon hinlänglich sie in unsern Augen dergestalten zu verstellen, daß sie unkenntlich wird. Durch was für ein Werkzeug sie sich hernach immer bemüht, sich hören zu lassen, ist doch ihre Stimme allzuschwach, und kann bis zu unsern Ohren nicht gelangen. Es ist nicht mehr, wenn man uns glaubet, jene so verständliche und so klare Stimme; sondern es ist eine dunkle, und undeutliche Stimme, die man auslegen muß. Da-

her macht man dieses Ansehen der Kirche, das man so hoch achtete, und so viel gelten ließ, streitig, man schränket es ein, man schreibt ihm Gränzen, und zwar sehr enge Gränzen vor; das ist, man will es nach seinem Gefallen einrichten, und anstatt von ihm abzuhangen, will man es von sich, und von seinen Gesinnungen abhangen machen.

Alles ist in der Kirche untergeordnet: allein wir verstehen diesen großen Grundsatz, diesen so vernunftmäßigen, und für die Zucht und gute Ordnung einer jeden Versammlung so wesentlichen Grundsatz auf eine verschiedene Art, nach den verschiedenen Verhältnissen, unter welchen wir ihn betrachten. In Ansehen jener, die von uns abhangen, sind wir die strengsten, und unversöhnlichsten Vertheidiger der Unterwürfigkeit. Allein ist es um eine höhere Macht zu thun, von der wir selbst abhangen, so erwecket unter diesem Gesichtspunkte die

Un-

Unterwürfigkeit nicht mehr unsern Eifer so sehr, er nimmt merklich ab, ja er erlischt gänzlich. Also, höre man einen geistlichen Vorgesetzten von jenen reden, die seiner Gerichtsbarkeit unterworfen sind: es sind immerwährende Klagen wegen der geringen Gelehrigkeit, die er in den Gemüthern findet; es sind tiefe Seufzer über den Umsturz der Zucht, indem ein jeder seinen Einfällen folgen, und nach seinem Belieben leben will; es sind die rührendsten Gespräche, und die schönsten Grundsätze über die Nothwendigkeit der Abhängigkeit, um die Zucht fest zu setzen, und sie zu unterstützen. Alles, was er sagt, ist klug, gründlich, unwidersprechlich; allein man sollte zugleich sehen, ob er auch jenes, was er sagt, in Ansehung einer höchsten und rechtmäßigen Macht, unter welcher er steht, und welcher er sich unterwerfen soll, selbst ausübe. Denn eben dieses würde weit nachdrücklicher, und weit überzeugender seyn, als so viele Seufzer, und so viele Klagen, als so viele schöne

Grundsätze, und so viele Gespräche. Vielleicht glaubet man, indem man sich unterwirft, das Ansehen, mit dem man bekleidet ist, zu schwächen? nein, eben hierdurch würde man es im Gegentheile befestigen. Verlangen wir, daß man uns den Gehorsam, den man uns schuldig ist, erweise; so geben wir selbst hiervon das Beyspiel, und erweisen wir mit gutem Herzen den Gehorsam, den wir schuldig sind.

Für die Kirche und für ihre Urtheile nur eine ehrerbiethige Unterwerfung haben; ihr nur eine scheinbare und äußerliche Ehre bezeigen; ihren Aussprüchen nur vermittelst des Stillschweigens beyfallen, da man sich indessen in geheim wider sie aufmacht, und ihr in dem Herzen widersteht: heißt dieses nicht mit ihr eben so umgehen, wie mit dem Erlöser die Soldaten, denen man ihn überließ, verfahren sind? Sie setzten eine Krone auf sein Haupt, sie gaben ihm einen Scepter in die Hand, sie kamen einer nach

dem

dem andern sich zu seinen Füssen nieder zu werfen, und ihn anzubethen. Was für große Bezeigungen der Ehrebiethigkeit! Allein sie schlugen ihn zu gleicher Zeit in das Gesicht, und gaben ihm Backenstreiche.

Man kann heut zu Tage Leute antreffen, welche in Absicht auf die Kirche großen Verdruß und Unwillen hegen, dessen sie sich nicht entschlagen können. Ihre schimmernde Vorzüge thun ihnen in den Augen wehe, sie stossen sich an ihren Einkünften, und ihre Gerichtsbarkeit ist ihnen zuwider. Sie wünschen, daß sie von den weltlichen Mächten noch eben so abhängen, und in der Welt noch eben so arm und verachtet seyn möchte, als sie es zu den Zeiten der ersten Kaiser war; das heißt, daß sie unter den Christen, welche ihre Kinder sind, eine noch eben so große Sclavinn seyn möchte, als sie es unter ihren Verfolgern und Feinden war. Wenn man sie von der Kirche reden höret, so ist nichts zu finden, das sie

nicht auf der übeln Seite vorzustellen wissen. Sich ihr widmen, damit man Gott dienen möge, heißt Trägheit und Faulheit. Sich in ihr hervorthun, heißt Ehrgeiz und Eigennutz. Wenn sich ein Geistlicher, oder ein Ordensmann bisweilen vergißt, so haben sie eine Freude darüber. Ja an einer Person, die eine hohe, oder gar die höchste Stelle der geistlichen Würde bekleidet, etwas zu tadeln, so wissen sie es auf eine sehr geschickte und beredte Weise zu thun. Sie haben an dem, was die Kirche befiehlt, immer etwas auszusetzen, sie sind aber niemals bereit, es zu unterstützen und zu befördern. Sie gebrauchen ihren Verstand nur immer wider die Kirche, niemals aber für die Kirche; sie suchen ihre Macht und Gewalt nur immer einzuschränken, sind aber niemals bereit, sich ihr zu unterwerfen.

Was das Seltsamste bey dem Betragen der Irrglaubigen ist, ist dieses, daß sie

sie sich zu eben der Zeit, da sie der wahren Kirche entsagen, und ihr mit der größten Verachtung begegnen, ein Gespenst von einer Kirche machen, gegen welches sie Ehrerbiethung hegen. Ich sage, ein Gespenst von einer Kirche. Denn was für ein Gespenst ist nicht eine Kirche, die unsichtbar ist, die man nicht kennet, zu welcher man folglich seine Zuflucht nicht nehmen kann, und die in dem Herzen der vermeynten Gläubigen eingeschlossen bleibt, ohne sich äußerlich sehen zu lassen? Seltsame Vorstellungen, die sie aus einem unerträglichen Stolze lieber haben annehmen, als in der Christenheit eine sichtbare Kirche erkennen wollen, die sie beherrschete, und die Richtschnur ihres Glaubens wäre.

Von

Von dem Glauben.

Die Freydenker, da sie von einer stolzen Vernunft, welche sie aufgeblasen macht, ganz eingenommen sind, fürchten, sie möchten für den Glauben eingenommen werden, sie befürchten aber nicht, wider den Glauben eingenommen zu werden. Sie befürchten, sie möchten gar zu bereit und geneigt seyn, zu glauben; aber sie befürchten niemals, nicht genugsam dazu bereit und geneigt zu seyn. Sie hüten sich vor der Einfalt, als vor einer Schwachheit; sie denken aber nicht daran, wie sie sich vor dem Stolze hüten wollen, der eine noch größere Schwachheit ist. Indessen, welche von beyden ist die gefährlichste, entweder daß wir einfältig und demüthig, oder daß wir stolz und ungläubig gewesen sind? Ich weis, daß man sowohl den einen als den andern Abweg vermeiden muß; ist es aber wohl recht, den einen zu vermeiden, damit

man

man auf den andern gerathen möge, und sich dieses zu rühmen, da man sich doch indessen jenes schämen würde?

Man trägt für die Reinigkeit der Sitten einen so großen Eifer: wann wird man über die Reinigkeit des Glaubens eben so eifrig halten? Man entrüstet sich mit solcher Hitze wider gewisse Ausschweifungen in der Art zu leben; wann wird man sich mit eben diesem Nachdrucke wider die entsetzlichen Irrthümer in der Art zu glauben aufmachen? Wohin sind wir gerathen, und wo ist der Glaube der ersten Jahrhunderten? Damals wurden Gottesläugner Christen, itzt werden Christen Gottesläugner.

Wir wissen von Glaubenssachen zu disputiren, aber wir wissen um des Glaubens willen weder zu leben noch zu sterben. Man hat niemals über die Geheimnisse des Glaubens und der Religion so viel geklügelt,

gelt, gestritten und disputirt; ja man hat sich niemals so frey über dieselben erkläret, als itzo, und dennoch hat man niemals so wenig Glauben und Religion, als eben itzo gehabt. Warum? weil nichts mehr vermögend ist, die Religion und den Glauben zu zerstören, als diese Eitelkeit, deren man sich rühmet, und diese vermeynte Ehre, die man sich daraus macht, davon zu reden und urtheilen zu wissen. Diejenigen, derer Pacianus gedenket, waren zufrieden, daß sie zwey Dinge wußten, nämlich zu glauben und zu sterben, hierinnen bestund ihre ganze Wissenschaft. Wir aber wissen alles, außer nur diese beyden Dinge nicht. Jene wußten um des Glaubens willen zu sterben; wir aber haben bey aller unsrer Spitzfindigkeit noch nicht einmal gelernet, nach dem Glauben zu leben. Und da wir in uns ein gewisses Heydenthum der Handlung und des Lebens mit dem Christenthume des Bekenntnisses und des Glaubens vereinigen; so bringen wir ein Ungeheuer her-

hervor, welches weit schlimmer ist, als das Heydenthum selbst, weil es mit den Ausschweifungen des einen noch die Entheiligung des andern verbindet.

Was für Schätze besaßen die Apostel, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, den Glauben auszubreiten? was faßten sie für Anschläge? welcher Waffen bedienten sie sich? Es geschah weder durch die Deutlichkeit der Geheimnisse, die sie verkündigen, weil es unbegreifliche Geheimnisse sind; noch durch die angenehme und gelinde Sittenlehre, die sie vortragen, weil es eine Sittenlehre ist, die alle Sinne bestreitet; noch auch durch die Kunstgriffe und die Annehmlichkeiten einer ausstudirten Beredsamkeit, weil sie niemals etwas anders, als ihre Handthierung gelernet haben. Indessen unterwirft sich ihnen, oder vielmehr der Lehre, die sie vortragen, alles; die Gelehrten und die Ungelehrten, die gesittetesten und die ungesitteteſten Völker, die Regen-

genten und die Unterthanen, die Großen und die Kleinen. Diese neue Lehre breitet sich durch sie bis über die Meere aus, sie setzet sich in den Provinzen, in den Königreichen, und in den Kaiserthümern feste. Und niemals haben jene bekannten Weltbezwinger, von welchen die weltliche Geschichte so viel Rühmens gemacht, deren Heldenthaten sie so sehr erhoben, und deren Namen sie durch so prächtige Lobeserhebungen hat verewigen wollen, mit aller ihrer Macht, mit allen ihren Zubereitungen, und mit den schönsten Kriegsheeren, ihre Eroberungen, ich will nicht sagen weiter, sondern auch nicht einmal so weit treiben können.

Unser Verstand hat ein natürliches Vermögen, sich über allerhand Gegenstände auszubreiten; sich zu dem, was über ihm ist, zu erheben; die verborgensten Dinge aufzusuchen; von einer Erkenntniß zu der andern fortzugehen, und immer neue Entdeckungen zu machen. Dieses ist eine von seinen

nen schönsten Gaben, hierinnen suchet er seine vornehmste Ehre, und hierüber hält er am allermeisten. Ihm in diesem Stücke einen Zwang anthun wollen; ihn eines Rechtes berauben wollen, das ihm seiner Meynung nach eigen ist, und welches seiner Eitelkeit schmeichelt, heißt, ihn auf eine schreckliche Weise heruntersetzen, und erniedrigen. Indessen thut dieses der Glaube. Er untersagt ihm alle Neugierigkeit, alle Freyheit von dem Grunde der Wahrheiten, die uns Gott offenbaret, vieles zu reden, und dadurch hält er ihn gefangen und unter dem Joche. Fehlt es ihm nun an der Demuth, wird er wohl in dieser Unterwürfigkeit bleiben? wird er sich nicht vielmehr von einer Herrschaft, durch welche sein Stolz beleidiget ist, loszumachen suchen?

Wir verlieren zwar die Tugend des Glaubens nicht so gleich; aber wir verlieren anfangs den Gebrauch und die Uebung desselben. Indem wir die Uebung verlieren,

so verlieren wir nach und nach die Liebe dazu, und wir haben keinen Gefallen daran; wir werden hernach auch gar bald den Gehorsam und die Gelehrigkeit verlieren: dadurch verderben wir unstreitig die Substanz unsers Glaubens. Ist nun diese einmal verderbet worden, so bleibt uns weiter nichts mehr übrig, als ein Gespenste von dieser Tugend, welches weit schlimmer ist, als der heydnische Unglaube; weil es ein Unglaube ist, welcher, so zu sagen, auf den Trümmern des Glaubens ist aufgerichtet worden.

Wenn man uns die ersten Gründe des Glaubens vorträgt, so macht man den Anfang mit demjenigen, was am erhabensten und am schweresten zu glauben ist. In den menschlichen Wissenschaften trägt man zuförderst die gemeinsten und leichtesten Dinge vor, und alsdenn erhebt man den Verstand nach und nach zu den dunklern und erhabnern; aber in der Wissenschaft eines Chri-

Christen ist die erste Lehre ein kurzer Inbegriff aller Dunkelheiten, die darinnen angetroffen werden, der Glaube muß, so zu sagen, den Anfang mit dem Hauptwerke machen. Man will einem Kinde die Grundsätze der christlichen Lehre beybringen, es ist ein Kind, es kann seine Vernunft noch nicht recht gebrauchen, und kaum recht reden. Was sagt man ihm indessen? man lehret es drey Personen und einen einigen Gott, dieß ist der Unterricht, den man ihm giebt; allein dieser Unterricht schickt sich am allerwenigsten für seinen Verstand, es ist ein solcher Unterricht, den es am allerwenigsten zu fassen im Stande ist, und mit welchem es selbst die größten Gottesgelehrten beschliessen müssen. Dem ungeachtet muß man sich vor allen Dingen an ihn halten, und sich mit ihm beschäfftigen.

Wie viele Dinge sind nicht in dem ganzen Umfange des Erdkreises, wie viele tragen sich unter unsern Augen zu, und sind

uns ungezweifelt, ohne daß wir sie begreifen? Urtheilen wir hieraus, ob wir uns verwundern sollen, daß die Geheimnisse des Glaubens unsere Einsichten übersteigen, und daß wir sie nicht erreichen können; aber schliessen wir zugleich, ob es eine billige Folge sey zu sagen: ich muß dieses nicht glauben, weil ich nichts davon begreife.

Was immer für Klagen eifrige Personen in Ansehung des Glaubens hervorbringen, und auf was immer für eine Art sich die Prediger in ihren Reden ausdrücken, wenn sie aufrufen, es ist kein Glaube auf der Erde; müssen diese Ausdrücke nicht nach dem Buchstaben, weder nach der ganzen Schärfe ihres Verstandes genommen werden: dieses hieß die Sache zu weit treiben. Aber, um nichts zu vergrößern, scheinet mir, daß alles, was in diesem Stücke wirkliches ist, in dem bestehe, daß die Wahrheiten des Glaubens, obschon sie uns hauptsächlich sind geoffenbaret worden, uns von

dem Bösen abzuziehen, und zu dem Guten zu verleiten, sie dennoch in dem Plane unsers Lebens uns weder zu dem einen, noch zu dem andern dienen.

Man sagt gemeiniglich: diese Leute üben gute Werke aus, sie sind ordentlich in ihren Sitten, unsträflich in ihrer Aufführung, und von der strengsten Sittenlehre; folglich sind es vollkommene Leute. Alles dieses ist schön, oder vielmehr, alles dieses hat ein schönes äußerliches Ansehen: allein auch die Ketzer waren alles dieses, oder sie wollten es wenigstens scheinen. Man erhob ihre Heiligkeit, man rühmte ihre Thaten; aber mit allem diesem waren sie gewiß nicht Männer Gottes, weil sie mit allem diesen eigensinnige, von ihrer Meynung eingenommene, und in ihrem Glauben verderbte Leute waren.

Ein Weltmensch, den man auffodert, von seinem Glauben Rede und Antwort zu

geben, spricht: ich vernünftle nicht, sondern ich will glauben. Diese Sprache, in dem gewöhnlichen Verstande, zeiget wenig Glauben, und sogar eine heimliche Vorbereitung zum Unglauben an. Denn es ist oftmals eben so, als wenn man sagete: ich vernünftle nicht, indem ich, wenn ich vernünfteln sollte, nichts glauben würde; indem meine Vernunft nichts finden würde, was sie zum Glauben antriebe; indem sie mir selbst Schwierigkeiten entgegen setzen würde, die mich ganz und gar vom Glauben abzögen. Nun aber auf diese Art denken, und in einer solchen Gemüthsverfassung seyn, heißt, den Glauben nicht haben. Der Glaube ist eine vernünftige Unterwerfung des Verstandes; wie kann aber diese Unterwerfung vernünftig seyn, wenn die Vernunft daran keinen Theil hat?

Wir müssen die Vernunft mit der Religion übereinstimmend machen. Die Vernunft macht gleichsam die ersten Schritte,

oder

oder die Vorbereitungen. Sie führet uns jene großen Beweggründe in das Gedächtniß zurücke, die uns allezeit zu glauben antrieben. Sie stellet uns dieses große Weltgebäude, und diese unzählige Menge der sichtbaren Wesen, die es ausmachen, vor. Sie läßt uns an ihnen die Verschiedenheit, die Schönheit, den unermeßlichen Umfang, die Einrichtung, die Ordnung, die Verbindung, die gegenseitige Abhängigkeit bewundern; sie läßt uns die Verschiedenheit der Jahreszeiten, welche durch so beständige und wunderbare Abwechslungen auf einander folgen, und den Lauf der Zeiten theilen, betrachten. Ohne auf noch viele andere Beweise, bey welchen die Vernunft stehen bleiben könnte, acht zu haben, sehe ich schon itzt so viele, als wir nöthig haben, uns an den Glauben eines Gottes anzuheften, welcher allezeit besteht, und allezeit lebet. Denn, indem ich mit mir selbsten die Sache genau überdenke, indem ich sie nach den Regeln einer richtigen Vernunft

nunft beurtheile, werde ich gleich bey dem ersten Anblicke gewahr, daß ein so verständiges, ein in allen seinen Theilen so wohl geordnetes Werk nicht die Wirkung eines Ungefährs seyn könne. Nun aber ist dieser vortreffliche Künstler jenes, was wir Gott nennen, und als einen Gott verehren müssen.

Und eben diese Vernunft läßt mich von dem Erkenntnisse Gottes auf das Erkenntniß des Dienstes, den wir ihm zu erweisen schuldig sind, hinübergehen. Denn was ist wohl der Vernunft gemäßer, als daß der Schöpfer von seinen Geschöpfen die gerechten Huldigungen, die ihm zugehören, erwarte, und sie von ihnen fordere? oder als daß die Geschöpfe den Schöpfer, von dem sie das Wesen empfangen haben, verherrlichen? Hierinnen besteht ja die Wesenheit der Religion. Weil aber in der verschiedenen Menge der Religionen nothwendiger Weise falsche anzutreffen sind, die

Gott verwirft, indem sie sich einander widersprechen; so kömmt es darauf an, daß man eine wahre Religion finde. Wir finden nun unter jenen, die wirklich in der Welt herrschen, die christliche Religion, und wir entdecken bey dem Lichte der Vernunft allein unwidersprechliche Merkmale der Wahrheit. Unter diesen Merkmalen sind die Wunder des Messias, als des Urhebers des Christenthums. Daß nun aber der Erlöser Wunder vom ersten Range, Wunder in sehr großer Anzahl gewirket habe, dieß kann eine erleuchtete, und von allen Vorurtheilen losgeschälte Vernunft zu gestehen nicht verweigern. Sie darf nur alle Umstände, womit diese Wunder bekleidet sind, reif und nach der Ordnung erwägen; sie darf nur die Menge der Menschen, die davon Zuschauer waren; die unsträflichen Eigenschaften der Zeugen, die sie unterstützten, ohne sich jemals zu widersprechen, und die die Wahrheit auf Kosten ihres Lebens vertheidigten, genau untersuchen.

Wenn nun, nachdem wir durch hundert Beweggründe überwiesen sind, daß wir uns an die christliche Religion halten sollen; nachdem wir geschlossen haben, daß diese Religion uns nicht hintergehen könne, daß alles, was sie uns lehret, eben so viele Wahrheiten seyn, denen wir beyzupflichten verbunden sind: wenn, sage ich, die Vernunft alsdann noch weiter gehen, und den Abgrund der undurchdringlichen Geheimnisse, die uns die Religion geoffenbaret, aber deren Grund sie uns verborgen hat, durchdringen will, so nimmt der Glaube die Oberhand, er macht sich auf, er vertheidiget seine Rechte, er legt einen Schleyer über die Augen, und verdammet uns, nur in den Finsternissen herum zu wandeln.

Von der Frömmigkeit.

Aus seiner Pflicht sein Verdienst in Ansehung Gottes, sein Vergnügen in Ansehung seiner selbst, und seine Ehre in Ansehung der Welt machen, hierinnen besteht die wahre Tugend, und gründliche Frömmigkeit. Ist es wohl billig, von der Frömmigkeit zu fordern, daß, weil sie an sich selbst vollkommen und göttlich ist, sie auch uns alsogleich zu vollkommenen Menschen machen solle? Dem Menschen von seinem Falle wieder aufzuhelfen, ihn, bey Betrachtung seines Elendes, zu demüthigen, ja selbst in seinen Leidenschaften die Materie und Gelegenheit zu seinen Verdiensten ihm an die Hand zu geben; dieses ist es, womit sie sich beschäfftiget, und wofür sie steht; keineswegs aber, den Menschen von allen seinen Gebrechen gänzlich zu befreyen.

Eine Frau ist bey allen heiligen Versammlungen die erste, sie ist gewohnt gute Betrachtungen anzustellen, und strebet nach der erhabensten Art zu bethen; sie würde es sich nicht vergeben, wenn sie von einer gewissen Methode, der sie folget, und woraus sie sich eine unveränderliche Regel gemacht hat, nur ein einziges mal im geringsten abwiche. Widersprechet ihr aber einmal bey einer gewissen Gelegenheit; so werdet ihr sehen, daß sie stolz, hochmüthig, ungeduldig und auffahrend ist. Sie wird sich auf ihren ordentlichen Lebenswandel und ihre strenge Tugend berufen, um übrigens die Freyheit zu haben, alles zu thun, was und wie es ihr gefällt. Gebet euch aber einmal die Mühe, zu erfahren, wie es in ihrer Wirthschaft aussieht, und wie sie sich in ihrem Hause aufführet. Sie erweiset ihrem Manne keine Gefälligkeit, den Kindern keine Liebe, und trägt auf das Gesinde keine Sorgfalt. Ein jedes muß ihren Eigensinn empfinden, und eines um das

an-

andere etwas von ihrem verdrüßlichen Wesen erfahren. Wenn sie nur einen Theil des Tages vor den Altären zugebracht, und gewissen Ceremonien beygewohnt hat; so würde übrigens in dem Hause eher alles zu Grunde gehen können, als sie Acht darauf hätte.

Ein Mann hat seine bestimmten Stunden, da er bethet, und andere Uebungen der Gottseligkeit entrichtet. Dieses ist eine Ordnung seines Lebens, die er sich entweder selbst gemacht, oder von seinem Gewissensrathe empfangen hat. Er hält fest darüber, und alle Geschäffte der Welt würden es bey ihm nicht dahin bringen können, daß er nur das geringste von dem unterließe, was ihm ist vorgeschrieben worden, oder er sich selbst vorgeschrieben hat. Aber höret ihn übrigens in einer Gesellschaft reden; er wird die beißendesten Gespräche führen, und gleich als ob er von dem Himmel wäre gesendet worden, eine

allgemeine Verbesserung der Sitten zu unternehmen, wird er dem ganzen menschlichen Geschlechte ungescheut den Proceß machen.

Behaltet alle eure Andachtsübungen, ich willige ein, ja ich ermahne euch dazu mit dem größten Nachdrucke: aber ich verlange, daß ihr, ehe ihr euch auf die Andacht begebet, die Pflichten eines Christen erfüllet. Denn die natürliche Ordnung bringt es mit sich, daß man von dem Christenthume zur Andacht schreite; die Andacht aber ohne das Christenthum, ist die entsetzlichste Unordnung, und der abentheuerlichste Misbrauch.

Es ist sich sehr zu verwundern, daß man oftmals fromm seyn will, ohne ein Christ zu seyn; denn das Christenthum ist ein strenges Gesetz, das dem Leibe wehe thut. So fromm man indessen auch immer ist, so will man dennoch nichts zu leiden haben.

Man entsaget zwar der Verschwendung, dem Stolze und der Pracht: im übrigen aber will man pünktlich bedienet seyn, etwas niedliches essen und trinken, weich schlafen, und bequeme Kleider und Wohnungen haben. Es ist zwar alles ehrbar und sittsam; es ist aber auch alles zierlich, ausgesucht und angenehm. Dieser führet bey seiner Frömmigkeit ein tausendmal angenehmeres, und ich würde hinzu setzen können, köstlicheres Leben, als ein anderer bey seinen Ausschweifungen und bey seiner Frechheit.

Warum ist doch die wahre Frömmigkeit so wenig bekannt, und warum kennet man im Gegentheile die falsche so gut? es geschieht daher, weil die wahre Frömmigkeit sich verbirgt, weil sie demüthig ist; da hingegen die falsche sich gerne zeiget, und sehen läßt. Ich sage nicht, daß sie sich als eine falsche gerne zeige, und zu erkennen gebe: ferne sey dieses, sie nimmt viel-

mehr

mehr den äußerlichen Schein der wahren an; allein sie bemühet sich vergebens, je mehr sie sich zeiget, desto deutlicher sieht man ihre Falschheit ein. Daher kömmt es, daß die Welt gemeiniglich von der Frömmigkeit schlecht urtheilet; denn sie urtheilet davon nur durch diejenigen, welche den Glanz, den Namen, den Ruf der Frömmigkeit haben: nun aber kann man nicht allezeit durch diese ein günstiges und vortheilhaftes Urtheil von der Frömmigkeit fällen. Um der Frömmigkeit ein Ansehen zu verschaffen, sollte die Falsche in den Finsternissen verborgen bleiben, die Wahre hingegen den Schleyer ihrer Demuth durchdringen, und am hellen Tage erscheinen. Wenn die Ruchlosen Zeugen von demjenigen abgeben könnten, was in gewissen wahrhaft christlichen und frommen Seelen vorgeht; wenn sie die Reinigkeit ihrer Absichten einsähen, so würden sie dadurch gerühret werden, und anstatt daß sie sich bemüheten, die Frömmigkeit lächerlich zu machen,

chen, würden sie sogar in der falschen Andacht das scheinbare Wesen verehren, aus Furcht sich in der Wahren zu betrügen.

Von der Demuth.

Wir müssen die Demuth keineswegs als eine verhaßte Tugend ansehen, die uns unsere Rechte und Vorzüge streitig macht; sondern als eine kostbare Tugend, wodurch die Größe und Hoheit selbst geheiliget, und ehrwürdiger gemacht wird. Allenthalben wo wir die Demuth außerhalb unser gewahr werden, gefällt sie uns, sie nimmt uns ein. Warum empfinden wir dann einen solchen Widerstand, da wir sie selbsten ausüben sollen? Das ganze Geheimniß besteht hierinnen: die Demuth vermag nämlich in andern, daß sie sich un-

ter uns erniedrigen, und hieran tragen wir ein Wohlgefallen, sie würde aber auch uns antreiben, uns unter andere zu erniedrigen, und eben dieses wollen wir nicht.

Man kann zu gleicher Zeit groß und demüthig seyn; das heißt, man kann bey der Größe und Hoheit demüthig seyn, gleichwie man bey der Niedrigkeit stolz seyn kann. Man kann nicht demüthig seyn, und groß zu werden suchen, und sich freuen, daß man groß ist, und alles thun, damit man groß werden möge; aber man kann demüthig und auch groß seyn, weil man vermög der göttlichen Ordnung groß seyn kann, und weil in der göttlichen Ordnung nichts zu finden ist, das nicht zur Erhaltung der Demuth etwas betrüge.

Diejenigen, die in der Welt hohe Ehrenstellen bekleiden, und welche die Vorsehung über andere gemeine Menschen erhoben hat, haben den Vortheil, daß sie

in der Demuth etwas antreffen, was ihren Stand heiliget; und daß sie in ihrem Stande etwas antreffen, was ihre Demuth in den Augen Gottes weit heiliger und schätzbarer macht; Gott giebt ihnen hierdurch ein Mittel in die Hand, auf eine verdienstliche Weise demüthig zu seyn, aber auch zugleich groß zu seyn, ohne etwas dabey zu verlieren, oder sie in Gefahr zu setzen. Wenn sie Gott in dem Verderbniße der Sünde stecken lassen, und ihren eigenen Lüsten und Begierden übergeben hätte, so würde diese Größe, womit sie bekleidet sind, eine schädliche Größe seyn, und eine Quelle der Sünden, welche endlich auf nichts anders, als auf ihre Verdammniß hinaus laufen würde. Hätte sie aber Gott dagegen in dem Staube, und in den niedrigsten Ständen der Welt lassen gebohren werden, so würde die Demuth, die sie würden ausgeübet haben, oftmals weiter nichts, als eine natürliche Demuth, eine Unvermögenheit sich höher zu erheben, ja wohl

gar eine Niedrigkeit gewesen seyn, die den Namen der Demuth nicht verdienet hätte. Was hat also Gott gethan? er hat sie vermög einer sonderbaren Vorsehung vor diesen beyden Klippen bewahret. Er hat ihnen eine vornehme Geburt, hohe Aemter und Ehrenstellen gegeben, damit, wenn sie demüthig wären, sie es auf eine tugendhafte Art seyn möchten. Er hat sie aber auch mit der Demuth versehen, damit diese Geburt, diese Aemter und Ehrenstellen nicht eine sündliche Größe und Hoheit werden möchten. Die Größe und Hoheit allein würde sie haben zittern machen; und die Demuth allein hätte sie, in dem Verstande, den ich angezeigt habe, nicht zufrieden stellen können. Die eine würde sie fast unüberwindlichen Versuchungen bloß gestellet haben; und die andere würde, selbst unter dem Scheine des Guten, zweifelhaft und zweydeutig gewesen seyn. Beyder Vereinigung aber ist dasjenige, was ihnen zum Troste gereichen soll; denn die Demuth,

wel-

weche bey der Hoheit ist bewähret worden, ist das untrüglichste Werk der Gnade; und die Hoheit, welche durch die Demuth ist geheiliget worden, ist nicht nur kein Fallstrick mehr, sondern wird sogar nützlich und heilsam.

Die Erinnerung unsrer Sünden vor Gott ist uns unendlich nützlicher, als die Erinnerung unsrer guten Werke. Unsere guten Handlungen heiligen uns, das Angedenken hingegen unsrer guten Handlungen verderbet uns, weil es uns aufgeblasen macht. Im Gegentheile unsre bösen Handlungen verderben uns, aber das Angedenken unsrer bösen Handlungen dienet uns zu heiligen, weil es zu unsrer Demüthigung dienet. Hieraus entsteht eine doppelte Folge. Lasset uns die Tugend ausüben, und sobald wir sie ausgeübet haben, soll die Demuth einen Schleyer über unsere Augen legen, damit wir nicht das Gute sehen, was wir gethan haben. Und vermittelst ei-

ner ganz entgegengesetzten Regel lasset uns die Sünde fliehen: wenn wir aber das Unglück darein zu fallen gehabt haben, soll die Demuth den Schleyer von unsern Augen hinweg ziehen, damit wir allezeit das Böse sehen, was wir begangen haben. Auf diese Art werden wir ohne Gefahr tugendhaft seyn, und wir werden so gar nicht ohne Nutzen Sünder gewesen seyn.

Von dem Heile.

Ist wohl in der That etwas, was das ganze System eines christlichen Lebens mehr in Unordnung bringen könnte, als dieser Gedanken: Gott will mich vielleicht selig machen, aber vielleicht will er es auch nicht? Man wird mich ermahnen, meine Pflichten gegen Gott zu erfüllen; man wird mir die Glorie des Himmels vorstellen; man wird mir eine erschreckliche Abbildung von den Strafen des andern Lebens machen; allein ich werde sagen:

gen: was weis ich, ob meine ganze Treue und Genauigkeit mir nicht unnütz seyn werden? ob ich zu dieser Glorie berufen bin? ob es in meiner Gewalt stehe, diesen Strafen zu entgehen? Ach! sogar diejenigen, welche eine allgemeine Berufung aller Menschen zum Heile glauben, sind mit harter Mühe dahin zu bringen, daß sie den Weg des Heils einschlagen; was wird wohl mit jenen geschehen, welche im Zweifel stehen, ob sich Gott ihrer erinnere, oder ob er sie vergessen habe?

Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Weltmensch saget, er könne in seinem Stande nicht selig werden; denn um darinnen selig zu werden, ist einer der ersten Grundsätzen, zu glauben, daß man es könne. Allein noch weit ärger ist es, wenn man, obschon fälschlich überzeuget, daß man in seinem Stande das Heil nicht erlangen könne, dennoch in demselben verharret; denn ein anderer eben so unwidersprechlicher Grundsatz ist es,

daß man seinen Stand verlassen müsse, so bald man dafür hält, man könne in demselben zu dem Heile nicht gelangen. Ich habe, heißt es, unumgänglich nothwendige Verbindlichkeiten, die mich an meinen Stand anheften; und ich gebe zur Antwort, daß sich eben diese Verbindlichkeiten, wenn sie unumgänglich nothwendig sind, mit dem Heile vertragen können: können sie sich mit dem Heile nicht vertragen, so sind es eben darum keine unumgänglich nothwendige Verbindlichkeiten mehr.

O! wenn ich in der Einsamkeit lebte, sagt man bisweilen, und nur auf mich allein zu denken hätte! o wenn ich nicht mehr so viel die Welt sähe, und mich nur mit Gott unterhalten könnte! Aber was für ein Mittel, in Mitte der Welt, in einem unaufhörlichen Streite mit der Welt seyn, und dabey sein Heil wirken zu können? Man ist doch recht verwunderlich in den Begriffen, die man sich machet, und in

den

den Urtheilen, die man in gewissen Umständen heget. Es hat das Ansehen, als nähme man sich sein Heil außerordentlich zu Herzen, und als hätte man den besten Willen, demselben obzuliegen; allein allezeit mit dem Beding, daß man in einem andern Stande wäre, als worinnen man sich befindet.

Es ist ungezweifelt, daß die Zahl der Auserwählten sehr klein seyn werde: die Prediger stellen hierüber die Frage an, ob es dienlich sey diese Wahrheit dem Volke auszulegen, und sie auf der Kanzel abzuhandeln, indem sie fähig ist, die Seelen zu beunruhigen. Ich sähe es eben so gerne, daß man mich fragete, ob es gut sey, dem Volke das Evangelium vorzutragen, und dasselbe auf der Kanzel zu predigen.

Das Evangelium ist die Billigkeit und die Wahrheit selbst, es verheelet nichts, es schmeichelt nicht. Was man ohne Mü-

he thun kann, stellet es so leicht vor, als es in der That ist; und was einige Beschwerde in sich enthält, dasselbe stellet es auch als beschwerlich vor, und suchet es nicht durch falsche Mäßigungen zu erleichtern. Dieses werden wir in Ansehung des Heils gewahr: das Evangelium drücket sich frey aus, und erkläret uns auf einmal, das Heil sey ein Geschäfft, welches alle unsere Bemühungen erfordert, und nur von wenigen erobert wird.

Wir sagen bisweilen: Gott hat uns nicht gemacht um uns zu verdammen: nein, ohne Zweifel; aber Gott hat uns auch nicht gemacht um ihn zu beleidigen. Wir stossen alle seine Absichten über den Haufen; warum beschweren wir uns, wenn er in Ansehung unser die ganze Ordnung seiner Vorsicht ändert? obschon er uns nicht geschaffen hat ihn zu beleidigen, so beleidigen wir ihn dennoch; was verwundern wir uns,

daß

daß er, obschon er uns nicht gemacht hat uns zu verdammen, uns dennoch verdamme?

Gott, vermittelst einer besondern Vorsicht, ist weit standhafter die Menschen selig zu machen, als sie es zu ihrem eigenen Verderben sind. Ungeachtet so vieler Widerstände bricht endlich der Augenblick an, jener günstige Augenblick, wo die Gnade die Oberhand und den Sieg davon trägt. Man ergiebt sich, und weichet der Gnade, allein was ist dieses endlich für eine Zurückkehr? und, wenn ich es sagen darf, soll sie von einem großen Verdienste vor Gott seyn, da man sie ihm so theuer erkaufen läßt? Der eitle Weltmensch saget: Gott muß ein sehr genauer, und sehr strenger Herr seyn, indem er ohne die Buße nichts nachsieht. Und ich behaupte: Gott muß ein sehr gütiger und sehr barmherziger Herr seyn, indem man durch die Buße die Verzeihung aller Beleidigungen von ihm erhält.

Wir

Wir haben nach Gott keinen Feind mehr, als uns selbsten zu fürchten. Wenn schon alle Monarchen der Erde unsern Untergang schwören, so werden sie uns unsere Güter rauben, unsere Leiber quälen, uns das Leben benehmen können; aber niemals werden sie uns das, was wir das kostbareste haben, nämlich unsere Seele rauben, nur wir selbst können uns zu Grunde richten. Woraus dann folget, daß wir für uns weit fürchterlicher sind, als die ganze übrige Welt ist. Man rufet oft zu Gott: Herr! erbarme dich über meine Seele! aber Gott könnte uns dagegen antworten: erbarmet euch selbst über sie.

Aus dem größten Uebel können wir das größte Gut ziehen; und was uns verdammet, kann zu unserm Heile dienen. Diese lasterhafte Gewohnheit macht die Unordnung unsres Lebens aus, und führet uns gerade dem Verderben zu; allein eben diese Gewohnheit, wenn sie Gott aufgeopfert

wird,

wird, kann unsere Auserwählung wirken, und uns zu dem höchsten Grade der Glorie erheben. Aber es ist eine schändliche Gewohnheit? es liegt nichts daran: so schändlich sie auch immer ist, so ist doch das Opfer derselben Gottes und unser würdig. Die Sünde fängt mit der Wollust an, aber der Verdruß folget ihr auf dem Fuße nach: die Buße hingegen fängt mit den Thränen an, aber sie wird bald darauf mit den lebhaftesten und empfindlichsten Süßigkeiten der Seele begleitet.

Wenn ein Mensch, nachdem er sein ganzes Leben in zeitlichen Geschäfften zugebracht hat, sein Amt verläßt, sich seiner Bedienung entschlägt, und sich dem Geräusche entzieht, höre ich ziemlich oft in der Welt sagen: dieser Mensch hat itzt nichts mehr, das ihn beschäfftige, er geht an sein Heil zu gedenken. Was? das Heil war also für ihn eines von jenen Geschäfften, an welche man nicht gedenket, als da nichts anderes übrig ist, woran man gedenken

denken solle? Wie wunderlich sind wir nicht, wenn wir uns einbilden, wir erweisen Gott einen großen Dienst, da wir dem Geschäffte unsers Heils obliegen, und unsere Sorge darauf anwenden. Es scheinet, daß uns Gott deshalben verpflichtet seyn müsse, als wenn es sein eigener Vortheil, und nicht der unsrige wäre.

Wir halten für gewiß, unser Stand sey ein Stand der Buße, und Gott werde uns dafür Dank wissen. Nun aber was ist dieses für ein Stand? wir führen einen sittsamen, es ist wahr, aber zugleich einen kostbaren, und besonders sehr bequemen Staat. In unsrer Wohnung, in unsrer Kleidung und Einrichtung herrschet zwar Ehrbarkeit, aber zugleich Zierlichkeit, und hauptsächlich Bequemlichkeit. Wir halten eine mäßige, aber zugleich wohlgedeckte Tafel, die in ihrer Mäßigkeit vielleicht weit niedlicher, als die prächtigsten Mahlzeiten ist. Wir besuchen keine Spiele, keine

Schau-

Schauspiele, keine weltliche Gesellschaften; aber indessen finden wir einen Geschmack an einer angenehmen Gesellschaft, an Besuchen, an Spaziergängen, an Ergötzungen, die zwar übrigens ehrbar und unschuldig sind. Mit einem Worte, wir führen ein angenehmes und ruhiges Leben, ohne Geräusch, ohne Verwirrung, ohne Unruhe, ohne Sorge. Und dieses heißen wir Buße! aber es ist eine solche Buße, welche die wahren Büßer verabscheuen würden. Wenn wir hiervon anderst urtheilen als sie, so geben wir Acht, daß wir kein anders Urtheil fällen, als Gott selbsten davon fället.

Von dem Eifer.

Man hat bisweilen zu viel Eifer, und dennoch hat man dessen zu gleicher Zeit nicht genug. Man hat zu viel scheinbaren, und nicht genug wirklichen Eifer. Man hat dessen zu viel für die Kreaturen, aber nicht genug für Gott. Man hat zu viel für andere, aber nicht genug für sich selbst. Man hat zu viel für die Reichen, und für die Großen, aber nicht genug für die Armen und für die Kleinen. Nun aber alles dieses sind nur Blendwerke des Eifers.

Wenn ein ruchloser und verderbter Mensch in unserer Gegenwart über heilige Dinge spottet, so stopfet uns eine menschliche Furcht den Mund. Wenn man aber die Spötterey so weit treibt, daß man unsere Person, und unsere Handlungen angreift; so werden wir auf das heftigste dadurch aufgebracht. Wenn eine ehrenrührige Schmähschrift ausge-

gebreitet wird, und wir uns in derselben angegriffen finden; so werden wir alle Mühe anwenden, den Urheber derselben heraus zu bringen, und wir werden ihn bis in das Grab verfolgen. Wenn aber ein schändliches Buch heraus kömmt, in welchem die Reinigkeit der Sitten, und die Liebe des Nächsten verletzet wird; so wird es kaum von uns gemisbilliget, und Gott gebe, daß wir uns nicht gar ein Vergnügen daraus machen. Mit einem Worte, wenn man Gott verunehret, so wird dieses von uns für nichts geachtet; wenn man aber uns nur im geringsten beleidiget, so gerathen wir auf einmal in einen heftigen Zorn, und sind ganz außer uns. Es mangelt uns an Ansehen und Macht, an Geschicklichkeit und Einsicht, wenn wir uns derselben wider die Ausbreitung und die Unternehmungen der Ruchlosigkeit bedienen sollten; aber lasse man das, was die Sache Gottes war, unsere Sache seyn, so wird man sehen, ob

ob wir so stille sitzen, und sogar ungeschickt seyn werden, als wir vorgeben.

Wie viel giebt es nicht solche Seelen unter uns, denen alles gut ist, die gegen das Laster wie gegen die Tugend eben die Gefälligkeit hegen, die sich den Irrthum eben so, wie die Wahrheit gefallen lassen, die das Aergerniß in ihrer Gegenwart dulden, und die Verachtung der heiligsten Dingen mit größter Gelassenheit ertragen können? Seelen, welche um so viel gefährlicher sind, weil diese Laulichkeit selbst einen gewissen Schein der Mäßigung an sich hat, welcher macht, daß man sich weniger davor in Acht nimmt, da hingegen eine offenbare Bosheit sie gar bald um ihr ganzes Ansehen gebracht haben, und machen würde, daß sie allen Glauben verlören. Dieß heißt aber nichts anders, als der Ruchlosigkeit alle Vortheile verschaffen, die sie verlanget. Denn die Frechheit verlanget eben nicht eigentlich, daß sie gelobet, un-

terstützet und befördert wird; sondern sie ist zufrieden, wenn man sie duldet, und es ist genug für sie, wenn sie nicht gehindert und beunruhiget wird. Wenn man sie in Ruhe und Friede läßt, so räumt man ihr alles ein, was sie verlanget; sie wird aber dabey nicht unterlassen, Wurzeln zu schlagen, und, ohne einen andern Beystand nöthig zu haben, Kräfte zu bekommen, und sich auszubreiten wissen.

Hat nicht auf diese Art, und durch solche Mittel und Wege die Ruchlosigkeit allemal ihren Zweck erreichet? Die Nachsicht derer, die ihrer geschonet haben, und welche sie in der Geburt ersticken sollten, ist zu allen Zeiten der Grund ihrer Ausbreitung gewesen. Dieses hat in allen Jahrhunderten die Frechheit gewisser schädlicher Menschen unterhalten, welche die Welt angestecket haben. Dieses hat die Spaltungen und Ketzereyen vermehret. Man hielt es anfangs für eine Klugheit, sie nicht zu

achten; nachhero aber war man viel zu schwach, sie auszurotten. Nachdem man sie aus Nachsicht geduldet hatte; so mußte man sie nachhero aus Nothwendigkeit leiden. Die Staatsklugheit der einen machte den Eifer der andern ohnmächtig und unnütz, und damit wir bis zur Quelle zurücke gehen, so war die Gleichgültigkeit eines Menschen, der seine Pflicht nicht beobachtet hatte, die Grundursache einer großen Feuersbrunst, welche ganze Länder in Brand setzte.

Man hat einen Eifer, und bisweilen den heftigsten und bittersten Eifer gegen gewisse Stände, gegen andere weit erhabnere aber hat man keinen. Man hält sich gewissermassen bey den Kleinen und Geringen wegen dessen, was man in Ansehung der Großen nicht thut, schadlos. Bey jenen ist alles Sünde und Unrecht; diesen aber ist, wie es scheint, alles erlaubt. Man bildet sich ein, es wäre Klugheit, zu schweigen,

gen, sich nichts merken zu lassen, eine günstige Gelegenheit und einen Augenblick zu erwarten, der niemals kömmt, oder welcher, wie man glaubt, niemals gekommen ist.

Man will jedermann gefallen, und niemand vor den Kopf stossen. Ob es gleich die Religion und die Sache Gottes betrifft, so hält man doch seinen wenigen Eifer für eine wichtige Sache. Indessen gewinnt die Ruchlosigkeit die Oberhand, das Laster kömmt ins Ansehen, der Irrthum erhält alle Tage neue Kräfte. Wenn man großmüthig und entschlossen wäre, alles was Menschenfurcht heißt, zu verachten, so würde man sich aus diesem allen nichts machen; weil man aber die Sache Gottes auf seine Kosten nicht vertheidigen will, so wird die Gerechtigkeit und Wahrheit durch die Lüge unterdrücket.

Es hat zu allen Zeiten falsche Eiferer gegeben, welche, indem sie sich zu unumschränkten Herren über die Gewissen aufwerfen wollten, bey ihrem Verhalten dieses zum Grunde geleget haben, daß sie mit andern strenge, mit sich selbst aber gelinde umgegangen sind. Sie waren Apostel der Buße, sie zu predigen; sie wußten aber nichts von ihr, wenn sie dieselbe ausüben sollten. Sie waren offenbare Feinde eines gemächlichen Lebens, wenn es nur darauf ankam, dasselbe in einer prächtigen Moral zu bestreiten; aber Liebhaber von allen Bequemlichkeiten des Lebens, wenn man sich dieselben verschaffen und sie genießen sollte.

Also hat man sehr oftmals gesehen, daß Mannspersonen, welche in den schändlichsten Ausschweifungen lebten, und bey denen sowohl der Verstand als das Herz verderbt war, die ersten, und dem Scheine nach die eifrigsten gewesen sind, die eine Verbesserung gewünschet, und auf die Beybehal-

haltung derselben gedrungen haben. Gleichergestalt hat man auch gesehen, daß Frauenzimmer, von welchen man nur gar zu wohl wußte, wer sie gewesen, und wer sie vielleicht auch noch waren, sehr vieles von dem Verderbniße der Sitten geredet haben. So lobenswürdig dieser Eifer bey einem Christen ist; eben so zweydeutig und zweifelhaft ist er, damit ich nicht noch mehr sage, bey einem Freygeiste, und man solle sich vor demselben als vor der gefährlichsten Heucheley hüten.

Ein bekehrter Sünder muß für die Ehre Gottes einen Eifer, aber einen sittsamen und demüthigen Eifer tragen: das ist, er muß sich nicht den Tag darauf nach seiner Bekehrung als einen Verbesserer der Sitten aufwerfen, er muß sich nicht für einen Beurtheiler des ganzen menschlichen Geschlechtes ausgeben. Denn wie sollte er sich anmassen die Heilung des Nächsten zu unternehmen, so lange seine Wunden noch bluten,

ten, und noch nicht gänzlich zugeheilet sind? er muß gedenken, daß das Publikum nicht so fast Unterrichte, als Beyspiele von ihm erwarte.

Seit dem daß diese Frau die Fahne der Andacht aufgestecket, hat es das Ansehen, als wäre sie zu sündigen unfähig geworden, und als wären alle andere mit Gebrechen erfüllte Sünder. Sie wird an einem Tage hundert Ermahnungen geben, aber sie wird in einem ganzen Jahre keine einzige annehmen wollen. Wir haben Eifer genug, und zwar den brennendsten Eifer, aber über was? über einige ziemlich geringe Misbräuche, die wir bemerken, oder die wir uns in jenen einbilden, die unsrer Macht unterworfen sind, und in Ständen, die von uns abhangen. Dieses beschäfftiget uns, ohne daß wir jemals die wahrhaften Misbräuche unsers Standes zum Gegenstande unsrer Beschäfftigungen machen.

Der wahre Eifer strafet, bessert, und redet nachdrücklich und mit Standhaftigkeit; aber alles dieses geschieht ohne Heftigkeit und Hitze. Es ist falsch, wenn man spricht, ich rede um das, was recht und gut ist; dieses bringet mich in Eifer. Die Absicht ist gut, sie ist aber nicht überlegt genug, und wenn man nicht Acht darauf hat, so bringet dieser gute Grund eine böse Wirkung hervor, die mit der Leidenschaft übereinstimmet; denn man mag sich schmeicheln wie man will, so rühret doch das Feuer und die Hitze, wovon wir getrieben werden, und worüber wir, wenn wir einmal damit eingenommen sind, nicht mehr Herr sind, fast allezeit von der Leidenschaft her. Der wahre Eifer verlieret auch dazumal, wenn er hart und strenge verfahren muß, niemals eine gewisse Salbung, die alle Dinge mäßiget, und sie gleichsam würzet.

Von dem Tode.

Die größte Kunst, oder die größte Wissenschaft des Lebens besteht in der Kunst oder Wissenschaft des Todes, und es ist unmöglich, daß der Mensch ordentlich leben, und sich bey einer wahren und beständigen Tugend erhalten könne, wenn er nicht zum öftern daran denkt, daß er sterben müsse.

Warum erwiesen auch selbst die Heyden den Gräbern ihrer Vorfahren eine Art von Gottesdienste? warum nahmen sie zu denselben, gleichsam als zu ihren Orakeln, ihre Zuflucht? warum hielten sie bey wichtigen Unterhandlungen bey denselben ihre Berathschlagungen und Zusammenkünfte? Es war dieses ein Aberglaube; es gründete sich aber doch dieser Aberglaube auf einen geheimen Trieb der Vernunft und der Religion. Denn sie schienen auf diese Art einzugestehen, daß ihre Berathschlagungen, oh-

ne

ne das Andenken und die Betrachtung des Todes weder ordentlich eingerichtet, noch beständig klug und weise seyn können. Zu dem Ende kamen sie nicht an freudigen und vergnügten Orten; sondern an dem Aufenthalte des Betrübnisses und der Thränen zusammen, weil man hier auf eine glaubwürdige Weise von dem Ende aller Menschen unterrichtet wird, und folglich weit mehrer im Stande ist, eine Berathschlagung anzustellen, und einen Entschluß zu fassen. Der Tod allein ist der getreue Spiegel, welcher uns von allen unsern Irrthümern befreyet, und der sogar aus den Finsternissen des Grabes für uns ein Licht aufgehen läßt, von welchem sowohl unser Verstand als unsere Sinne durchdrungen werden.

Was die Großen der Welt in dem Stolze, der sie begleitet, beharren macht, ist dieses, daß, anstatt von ihrem Elende und von ihrer Schwachheit mit ihnen zu reden, man

nur immer von ihrer Größe und von ihrer Macht mit ihnen spricht; anstatt, daß man sie an den Tod erinnern sollte, man ihnen beständig mit einer vermeynten unsterblichen Ehre und Herrlichkeit schmeichelt; und daß, anstatt daß man ihnen sagen sollte, sie wären Menschen, man sie beynahe zu bereden suchet, sie wären Götter.

Bey der Herannahung des Todes fängt auch die frecheste und unerschrockenste Gottlosigkeit an, den Muth sinken zu lassen, und sich selbst zu widersprechen. Alsdenn sehen wir, daß diese Helden, diese Unerschrockenen, welche sich bey einer vollkommenen Gesundheit für stark genug hielten, um sich von Gott und seinen Gerichten nicht beunruhigen zu lassen; alsdenn sehen wir, daß sie erbärmliche Schwachheiten von sich blicken lassen, von Furcht eingenommen werden, in Verzweiflung fallen, das Vergangene verfluchen, sich wegen des Gegenwärtigen beunruhigen, und sich vor dem

Zu-

Zukünftigen entsetzen; welches Entsetzen aber ihre Quaal vermehret, und selbst einen Theil ihrer Verdammniß ausmachet. Sie sind, wenn es zum sterben kömmt, ganz trostlos, weil sie nicht Kräfte genug besitzen, sich zu entschliessen, das Leben zu verlassen. Sie wollen bey dem herannahenden Tode hintergangen werden, weil sie das Herz nicht haben, sich sagen zu lassen, daß sie sterben müssen. Ihnen die Nachricht davon hinterbringen, heißt, ihnen vor der Zeit das Leben nehmen, welches man aber, wie man glaubt, nicht thun soll. Eine unselige Menschenfurcht, die sich auf ihr voriges Verhalten, und noch mehr auf ihren gegenwärtigen Zustand gründet, stopfet in diesem Stücke ihren eifrigsten Freunden den Mund. Man entfernet die Kirchendiener, deren Gegenwart sie wenigstens erinnern würde daran zu denken. Und die Furcht, einen sterbenden Sünder, besonders aber einen Grossen in der Welt, zu erschrecken, machet,

daß man ihn so, wie er ist, dem strengen Gerichte Gottes übergiebt.

Die Großen in der Welt, vermög eines Verhängnißes, welches mit ihrem Stande verbunden ist, wissen niemals wie sie daran sind, wenn gleich der Tod von ihnen gar nicht weit mehr entfernet ist; und dieses deswegen, weil man schon zum voraus in der Meynung steht, daß sie es nicht wissen wollen. Daher rührt es, daß ein jeder etwas dazu beyträgt, sie in solchen Umständen zu betrügen, in welchen doch so viel daran gelegen seyn würde, ihnen die Augen aufzuthun. Man versichert sie, es stünde alles sehr wohl, da man doch augenscheinlich sieht, daß alles sehr schlecht steht. Man wünschet ihnen Glück, wenn etwas einigermassen gelinget, und eine dem Scheine nach ziemlich günstige Veränderung vorgeht, welche aber in der That nichts anders, als die letzte Bemühung der Natur ist, welche schwach wird und abnimmt. Auf

diese Art hält man sie auf; und aus was für Bewegungsgründen? Eine Ehefrau aus einer allzu großen Zärtlichkeit, Kinder aus Ehrfurcht oder Eigennutz, Fremde aus Höflichkeit und Gefälligkeit, und Bediente aus Furcht: so daß ihnen die Wahrheit allezeit unbekannt bleibt, und daß sie auch sogar, wenn sie sterben, noch immer glauben, sie würden nicht sterben.

Die Freydenkerey, welche Verstockung des Herzens, oder was für ein vermeynter großer Verstand sie auch immer begleitet, befreyet doch die Menschen nicht von der Furcht des Todes; indem sie vielmehr zu sterben befürchten, weil sie kein anderes Leben, als das gegenwärtige erkennen, und indem sie es um so vielmehr befürchten, weil ihr Unglaube, da er sie den Glauben eines andern Lebens verwerfen läßt, ihren Verstand von dieser grausamen Ungewißheit, die bey ihnen zurücke bleibt, ob nämlich

ein anderes Leben ist, oder ob keines ist, nicht befreyet.

Es ist eine Empfindung, welche die Natur zu allen Zeiten den Herzen der Menschen eingepräget hat, daß sie sich vor dem Tode fürchten, und ihn mit Entsetzen betrachten. Die Weltweisen haben aber auch zu allen Zeiten ein Mittel gefunden, in diesem Stücke die Natur durch die Natur selbst zu verbessern, und haben sich vermittelst ihrer eignen Vernunft wider alle die Gründe verwahret, welche diese Furcht, die wider ihren Willen in ihnen entstund, und von welcher sie sich gern befreyen wollten, in ihnen erregete. Sie wußten, der Tod, welcher das gemeinschaftliche Ziel wäre, nach welchem alle Menschen trachteten, diene vielen statt eines Hülfsmittels, werde von einigen gewünschet, mache das Glück der andern aus, und solle übrigens niemals besser aufgenommen werden, als wenn er eher käme, als man sich in die Nothwendigkeit, ihn zu wünschen, verse-

tzet sähe. Sie stellten sich den Tod vor, bald als eine glückliche Erlösung aus einer betrübten Gefangenschaft, bald als eine Zurückkehrung aus einem verdrüßlichen Elende, bald als eine Befreyung von einem beschwerlichen Streite, bald als eine geschwinde und vollkommene Gesundmachung. Es waren aber dieses keineswegs nur eitle Worte, oder fruchtlose Speculationen, sondern es waren für sie triftige Gründe, die sie überzeugten, und oftmals nur gar zu sehr überzeugten, weil sie nicht selten so weit gegangen sind, daß sie sich selbst um das Leben gebracht, und sich eine Ehre, ein Vergnügen, und ein Verdienst daraus gemacht haben.

Ob man gleich natürlicher Weise vor dem Tode einen Abscheu hat, so kann man ihn doch aus verschiedenen Bewegungsgründen lieben, und nach Verschiedenheit dieser Bewegungsgründe muß man urtheilen, ob diese Liebe lobens, oder tadelnswürdig, vernünftig oder blind sey. Sich aus Verzweif-

Bayerische Staatsbibliothek München

lung in den Tod stürzen, ist ein großes Verbrechen. Sich ihn aus Verdruß wünschen, ist eine Schwachheit. Sich aus Eifer gegen seine Pflicht demselben bloß stellen, ist eine Tugend. Und sich demselben um Gottes willen widmen, ist eine heldenmüthige Handlung der Religion.

Man hat Große und Reiche in der Welt gesehen, die dem Tode mit Vergnügen nachgedacht, mit Freuden von ihm reden hören, und die Ankündigung desselben ohne Bestürzung vernommen haben; weil sie nämlich mit ihren Begierden weder an der menschlichen Größe, noch an den Reichthümern hiengen. Man hat aber niemals Große, und Reiche gesehen, welche an dem, was sie waren und was sie besaßen, hiengen; gleichwie man auch niemals Kleine und Arme gesehen hat, die an dem, was sie nicht waren, und was sie nicht besaßen, hiengen, welche nicht vor dem Tode erschrocken wären. Man spricht gemeiniglich, dieser

Mensch

Mensch hat, als er gestorben ist, sehr viel gegeben; ich aber sage, er hat nichts gegeben, sondern er hat hinterlassen, und zwar nur dasjenige, was er nicht behalten konnte. Er hat es bis auf den letzten Augenblick aufbewahret; und wenn er es hätte mitnehmen können, so würden weder Gott, noch die Armen, etwas daran zu fordern gehabt haben.

Man fürchtet den Tod aus dem Geiste des Unglaubens, aus gar zu großer Neigung gegen die Güter dieses Lebens, oder aus einer natürlichen Empfindung. Die Freygeister fürchten sich vor dem Tode, weil, indem sie kein anderes Leben als dieses erkennen, sie sich einbilden, es werde in Ansehung ihrer alles sterben, sobald sie selbst stürben; und dieses ist ein Unglaube, den man verabscheuen muß. Die Weltmenschen fürchten sich vor dem Tode, weil sie die Welt lieben, und wissen, daß sie der Tod von ihr trennen wird; und dieses ist

eine Liebe, deren man sich entschlagen muß. Alle Menschen fürchten sich überhaupt vor dem Tode, weil sich die Natur dieser gewaltsamen Trennung des Leibes und der Seele selbst widersetzet; und dieses ist eine menschliche Empfindung, welche die Religion verbessern muß. Wer auf alles das Elend, von welchem uns der Tod befreyet, und auf alle die Beschwerlichkeiten, welche die Hinfälligkeit eines langen Lebens begleiten, recht Achtung giebt, wird gar leicht den Schluß machen, ein kurzes Leben wäre eine Gnade, wofür wir der Vorsehung zu danken hätten.

Wenn man den Tod oft betrachtet, und sich denselben als gegenwärtig vorstellet, so kann man in eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alle Dinge in der Welt verfallen, welche macht, daß man auch sogar in der Beobachtung seiner Pflichten nachläßig wird, weil man in der Welt nichts mehr antrifft, das, so zu sagen, der Mühe werth wäre,

sich

sich darum zu bekümmern. Man muß also höher steigen, und die Sachen in der Welt nicht nur in Absicht auf den Tod, sondern in Absicht auf das, was auf denselben folget, betrachten. Man muß leben, als ob man sich von allem losgerissen hätte, weil man bereit seyn muß bald zu sterben. Man muß aber auch zu gleicher Zeit bemühet seyn für alles zu sorgen, weil wir Gott von unserm Leben Rechenschaft geben müssen.

Von der Welt, und ihren verschiedenen Ständen.

Es giebt eine Welt über uns, eine Welt unter uns, und eine Welt um uns. Eine Welt über uns, diese sind die Grossen; eine Welt unter uns, diese sind diejenigen, welche die Geburt, oder die Dürftigkeit in einen niedrigern Stand, als der unsrige ist, versetzet hat; eine Welt um uns, diese sind unsers gleichen. Nach diesen ver-

schiedenen Staffeln nehmen wir verschiedene Gesinnungen an. Die Welt, die über uns ist, wird oftmals die Ursache unserer Eitelkeit, und zwar der niederträchtigsten Eitelkeit. Die Welt, die unter uns ist, wird gemeiniglich der Gegenstand unserer Verachtung, und unsers Hochmuthes; und die Welt, die um uns herum ist, machet gewöhnlicher massen unsere Eifersucht, und unsere Hitze rege.

Es mußte in der Welt eine Verschiedenheit der Stände seyn, und vornehmlich mußte es Arme geben, damit in der menschlichen Gesellschaft eine Unterwerfung und Ordnung seyn möchte. Es ist wahr, diese Verschiedenheit der Stände ist ein Unglück für die Armen, indem sie dabey gar sehr zu kurz kommen, und aller Vortheile, welche die Reichen geniessen, beraubet sind. Aber wenn gleich die Vorsehung aus gegründeten Absichten gegen sie nicht so günstig sich erwiesen hat, so ist es nicht deßwegen

wegen geschehen, als wollte sie dieselben ganz und gar verlassen. Wenn die Reichen das Erbtheil der Erstgebohrnen bekommen haben, und die Vorsehung ihnen ihre Schätze anvertrauet hat, so that sie es deßwegen, damit sie solche auf eine billige Art und Weise austheilen, aber nicht zurücke behalten, und aus Geiz für sich aufbewahren sollten.

Es ist vermög des allerweisesten, und anbethungswürdigsten unter allen Rathschlüssen geschehen, daß Gott, als er die Welt erschaffen, und auf derselben eine Gesellschaft von Menschen errichten wollen, die bey einander leben, und miteinander umgehen sollten, unter denselben verschiedene Stände gemacht, und ihnen ihre Verrichtungen und ihre Pflichten angewiesen hat. Dieser Vorsehung zu Folge giebt es hohe und niedrige, vornehme und geringe Stände, welche insgesammt nöthig sind, den Frieden und die Ordnung auf der Welt zu

erhalten. Denn wenn diese Verschiedenheit nicht wäre, welche dem einen die Macht zu befehlen ertheilet, und den andern in der Unterwürfigkeit erhält; die diesen sich im Glanze zeigen läßt, jenen aber nöthiget, im Finstern zu bleiben; was für eine Unordnung und Verwirrung würde man nicht in der Welt erblicken, und wie würde es um die menschliche Gesellschaft stehen?

Da alle Menschen, einer wie der andere, Menschen sind; so hat der eine an und für sich selbst keine Rechte, die gegründeter sind, und sich weiter erstrecken, als die Rechte des andern. Es schien also natürlich zu seyn, daß Gott, der ihnen allen die Erhaltung und den nöthigen Unterhalt verschaffen wollte, ihnen die Güter der Erde überließ, damit sie, ein jeder, wie es die Nothdurft und die verschiedenen Umstände erfordern würden, die Früchte derselben einsammeln könnte. Allein diese Gemeinschaft der Güter, die auf der einen Seite

der Natur und gesunden Vernunft so gemäß ist, konnte auf der andern Seite wegen des Verderbnißes des menschlichen Herzens nicht lange bestehen. Da ein jeder von seiner Begierde dahin gerissen sich so viel hätte zueignen können, als er nur gewollt hätte; so würde er weiter an nichts gedacht haben, als wie er sich zum Nachtheile der andern bereichern möchte, und daher würden nichts anders als Mishelligkeiten und Kriege entstanden seyn. Niemand würde gewisse beschwerliche und niedrige Dienste gern und willig verrichtet haben, weil niemand von der Noth dazu wäre gezwungen worden. Woraus man dann leicht schliessen kann, was für eine Unordnung in der Welt würde entstanden seyn, als welche dadurch einer allgemeinen Plünderung und allen Uebeln, die eine ungezähmte Freyheit allemal nach sich zieht, wäre ausgesetzt gewesen.

Gott hat das Geheimniß gefunden, die Ungleichheit der Stände des Lebens in eine gewisse Gleichheit zu bringen, den Kleinen und Geringen alle Gelegenheit sich bey ihrer Niedrigkeit zu beklagen, und den Grossen alle Ursache, sich bey ihrer Hoheit aufzublähen, zu benehmen. Du bist in der Welt etwas, aber der Vortheil, den du hast, in der Welt etwas zu seyn, ist weiter nichts, als eine Verbindlichkeit, in derselben nichts für dich zu seyn, damit du für andere alles seyn mögest. Wenn andere dir Dienste schuldig sind, so bist du ihnen auch welche schuldig; sind sie dir auf eine Art unterworfen, so bist du es ihnen auf die andere, und du erzeigest ihnen dasjenige nicht, was du ihnen schuldig bist, wenn du nicht noch mehr für sie thust, als sie für dich thun sollen.

Die Welt hat ihre Regeln und Gesetze, die den Regeln und Gesetzen Gottes schnurgerad zuwiderlaufen. Indessen, weil man

von

von der Welt ist, so glaubet man, man könne nicht umhin, diesen Gesetzen zu gehorchen, und sogar seine Religion nach denselben einzurichten. Diese Gesetze der Welt sind durch Gewohnheiten bestättiget, die eben so viele Misbräuche sind; durch Beyspiele unterstützet, die eben so viele Aergernisse sind; und durch Gelegenheiten befestiget worden, die eben so viele Versuchungen sind. Weil man aber von der Welt ist, so hält man es für eine Klugheit, nach diesen Gewohnheiten zu leben; für eine Nothwendigkeit, sich nach diesen Beyspielen zu richten; und für einen Hauptvortheil, dergleichen Gelegenheiten zu suchen. Hat man nun wohl Ursache sich zu verwundern, wenn das darausfolgende Verderben ein allgemeines Uebel ist?

Die Welt scheint gleichsam ein Schlachtfeld zu seyn, wo man von allen Seiten auf nichts anders bedacht ist, als einander zu verderben, und zu Grunde zu richten. Man wen-

wendet darauf alles an, die offenbare Gewalt und die Gewaltthätigkeiten, die listigen Streiche und die heimlichen Verständnisse, die Bosheit der Verläumdung, die betrüglichen Kunstgriffe, das Gewicht des Ansehens, die Gunst, die Lüge, die Verrätherereyen, und die schändlichsten Treulosigkeiten. Man läßt sich täglich durch die verschiedenen Leidenschaften, die uns beherrschen, und die, um sich zu befriedigen, alle Empfindung der Menschlichkeit in dem Herzen ersticket, dahinreißen: dergestalt, daß in der menschlichen Gesellschaft, anstatt daß ein jeglicher Mensch in Ansehung der andern Menschen ein Bruder, eine Stütze, ein Rathgeber, ein Vertrauter, ein Tröster, ein Freund seyn sollte, man im Gegentheile sagen kann, daß der meiste Theil der Menschen, vermittelst der schändlichsten Unordnung, in Ansehung der andern Menschen reissenden Wölfen gleiche, welche nur ihre Beute zu überraschen, und sie aufzufressen suchen. Man hasset sich, und man belei-

beleidiget sich untereinander, man bringt sich in das Geschrey, und benimmt sich einer dem andern den guten Namen, man leget sich untereinander Fallstricke, und man bearbeitet sich einer den andern zu hintergehen, zu stürzen, zu berauben. Was sehen wir anders, als Streithändel, und Uneinigkeiten? und wovon hören wir gemeiniglich mehr reden, als von Proceßsachen, von Streitigkeiten, von Feindschaften, von Verleumdungen, von Hinterlist, von Betrügereyen, von Ungerechtigkeiten, von Unterdrückungen? Daher geschieht es, daß, wer immer den Frieden liebet, und seine Ruhe in Sicherheit setzen will, sich, so viel er kann, von der Menge entfernet halte, als wenn sich die Gesellschaft der Menschen und ihre Gegenwart mit der Annehmlichkeit und Ruhe des Lebens nicht vertrüge.

In der Welt verderben auch sogar die an und für sich gleichgültigen Dinge, vermög

mög einer bösen Eigenschaft, die ihnen die Welt mittheilet, das Herz des Menschen. Man verderbet sich in der Welt durch den Reichthum, und verderbet sich in derselben auch durch die Armuth. Die Erhebung macht in derselben stolz, und die Erniedrigung stürzet in die Verzweiflung. Man misbrauchet in derselben die Gesundheit, indem man sie zu seinen Ergötzlichkeiten anwendet; und die Unpäßlichkeit ist ein Vorwand, warum man in der Weichlichkeit lebet.

Es scheinet, die Welt habe die Kraft Wunder zu wirken, und jenes möglich zu machen, was von sich selbst unübersteigliche Beschwernisse zu haben, und über die Kräften des Menschen erhaben zu seyn scheinet. Sie ertheilet den Schwachen Gesundheit, und hilft ihnen, Arbeiten, Wachen, Anstrengungen des Geistes aushalten, welche sonsten auch die stärkesten Naturelle zu Grunde richten könnten. Sie macht die

Trägen und Nachläßigen wirksam und ämsig, sie flößet ihnen ein Feuer und eine Lebhaftigkeit ein, die durch nichts vermindert werden kann, und sie zu allem verleitet. Sie macht den Zaghaften Muth, und ungeachtet des natürlichen Abscheu vor dem Tode, setzet sie dieselben allen Stürmen des Meeres, und allen Gefahren des Krieges aus. Sie macht die Einfältigen geschickt, und bringt ihnen solche Wendungen, solche Kunstgriffe, solche heimlichen Anschläge, und Maasregeln bey, welche am kräftigsten sind zu ihren Absichten zu gelangen, und in ihren Unternehmungen glücklich zu seyn. Wenn man nur in seinen Vorhaben einen glücklichen Ausschlag gewinnt, was es auch immer gekostet hat, so schätzet man sich glückselig, und beklaget sich keineswegs der Schritte wegen, die man machen mußte: ja sollten auch die Anschläge, die man geführet hat, mislingen, so seufzet man nicht so viel über alle angewendete Bemühungen,

als

als über den unglücklichen Ausgang, den sie genommen haben.

Von dem Hofe.

Ein Großer, wenn er an dem Hofe, gleich als auf einer von allen Seiten offenen Schaubühne, so viele Personen erscheinen sieht, welche der Ehrgeiz versammelt, und die sich alle um die Wette bemühen, sich zu zeigen, sich vor andern hervorzuthun, die höchsten Ehrenstellen zu behaupten, und die schönsten Rollen zu spielen: wenn er gewisse Glückeserhebungen, und alles dasjenige, was sie begleitet, und was ihnen eine Zierde beyleget, betrachtet; besonders wenn er nach tausend heimlichen Betrügereyen, deren Spuren zu folgen ihm nicht hart fällt, und deren Triebfedern nicht so heimlich seyn können, daß er sie nicht gewahr werde, dennoch die Ungerechtigkeit triumphierend, geehret, in Ansehen gesetzet,

und

und allmächtig erblicket; könnte er nicht also schließen: hat Gott diesen Ueberfluß, dieses Ansehen, diese Titeln, diese Würden, diese Schätze, alles dieses auf eine gleichgültige Art dem Laster, und der Ruchlosigkeit überlassen, was ist übrig? oder vielmehr, was wird er nicht für die Tugend aufbehalten haben?

Sieht man an einem Hofe das Ansehen eines Großen verfallen, wird man gewahr, daß ihn der Fürst von seiner Seite entferne, von seiner Gegenwart hinwegschaffe, von allen Ehrentiteln, die ihn ansehnlich machten, und die ihn von andern unterschieden, entsetze, so verbreitet dieser Umsturz des Glückes, diese Ungnade in den Herzen ein heimliches Schrecken; man sieht sich einander an, und in der Betäubung, in der man sich befindt, mißt man alle seine Worte ab, und getrauet sich nicht, seine Gedanken hierüber zu erklären. Vernimmt man aber hernach die billigen Ursachen,

die den Fürsten antrieben, diesen Liebling mit seiner Ungnade zu bestrafen, ihm seine Gunstbeweisungen zu entziehen; so kömmt man von seiner Erstaunung zurücke, man eignet der Person ihr eignes Unglück zu, und man sieht das Betragen des Fürsten nicht als eine strenge, sondern als eine rechtmäßige und vernünftige Bestrafung an.

Der Hof ist der Wohnsitz der Staatsklugheit, aber der eigennützigsten Staatsklugheit. Man ist daselbst nur mit seinem Glücke beschäfftiget, und man hat daselbst kein anderes Absehen, keine andere Sorge, als höher zu steigen, sich zu erheben, sich auf Kosten anderer, wer sie immer seyn mögen, und auf was für eine Art es immer sey, zu erhalten. Dieses ist die Seele, die alles belebet, dieses ist die Triebfeder, die alles in den Gang bringt, dieses ist der vornehmste Urheber, der alles in das Werk setzet. Und eben dieser Ursache wegen was sind gemeiniglich jene, die man

Hofleute nennet? Leute ohne Liebe und ohne Freundschaft, ungeachtet des schönsten äusserlichen Scheines, und der schönsten Versicherungen; Leute, die immer behutsam, immer mistrauisch zu seyn, immer sich in Acht zu nehmen verbunden sind, weil sie sich, indem ein jeglicher von sich selbsten auf die andern schließt, alle kennen, und weil keinem aus ihnen jener allgemeine Grundsatz unbekannt ist, daß man bey Hofe ohne Unterlaß einige böse Streiche zu fürchten, und neue Angriffe entweder zu machen, oder abzutreiben habe.

Bey Hofe ist der Ort, wo die Leidenschaften mehr herrschen, wo die Begierden weit hitziger sind, wo das Verlangen, sich Vortheile zu verschaffen, weit heftiger ist; und wo, vermög einer ganz unfehlbaren Folge, sogar die erleuchtesten und aufrichtigsten Gewissen viel leichter verblendet und verkehret werden. Der Hof ist der Ort, wo die Göttinn der Welt, ich meyne das

Glück, eine unumschränkte Gewalt über den Verstand der Menschen, und nachmals auch über ihre Gewissen ausübet. Hier ist der Ort, wo die Absichten sich zu erhalten, die Ungeduld sich zu erheben, der Eifer sich empor zu schwingen, die Furcht zu mißfallen, und die Begierde sich angenehm zu machen, Gewissen hervorbringen, die sonst überall für etwas ungeheures und seltsames würden gehalten werden; welche aber allda, weil sie von dem Gebrauche und der Gewohnheit unterstützet werden, ein Recht des Besitzes und der Verjährung erhalten zu haben scheinen. Wenn man immer bey Hofe lebet, so wird man mit seinen Irrthümern angefüllet, ohne daß man eine andere Ursache angeben kann, als weil man an demselben gelebet hat. Wenn man gleich ein noch so aufrichtiges Gewissen an denselben mitgebracht hat, so wird man doch durch die Luft, die man allda in sich ziehet, und durch die Sprache, die man da höret, an die Bosheit gewöhnet. Man

hat keinen so großen Abscheu mehr vor dem Laster; und nachdem man es lange Zeit getadelt, und wohl tausendmal verdammet hat, so sieht man es endlich mit günstigern Augen an, man leidet es, man entschuldiget es; das ist, man macht sich, ohne es zu merken, ein neues Gewissen, und wird unvermerkt aus dem Christen, der man vorhero war, nach und nach ein eitels Weltkind, ja fast ein Heyde. Es scheinet, der Hof habe andere Grundsätze der Religion, als die übrigen Menschen, und der Hofmann habe ein Recht, sich ein Gewissen zu machen, das seiner Art und Beschaffenheit nach von dem Gewissen aller übrigen Menschen gar sehr unterschieden wäre.

Das Unrecht, welches man bey Hofe der Heiligkeit zufüget, besteht darinnen, daß man sie nicht erkennen will. Man behauptet, dasjenige, was man Heiligkeit nennet, wäre bey einigen Eitelkeit, und bey andern ein sonderbares Wesen; bey diesen

wäre es Widerwille und Verdruß, und bey jenen Schwachheit und Blödsinnigkeit; bey den meisten aber, obgleich das äußerliche Ansehen noch so schön zu seyn schiene, wäre es Betrug und Heucheley. So urtheilet man bey Hofe davon, wo man keine wahre Tugend zugesteht, das Gute niemals einräumt, und allezeit überzeugt ist, diejenigen, die es thun, hätten ganz andere Absichten, als diese, daß sie es thäten; wo man kein Beyspiel erblicket, welches man nicht zu bestreiten bereit wäre, wo man alles tadelt, und eben deßwegen, weil man alles zu tadeln gewohnt ist, nichts mehr antrifft, das erbaulich wäre. Eine Bosheit, welche Gott höchst schimpflich ist, weil sie ihm die Ehre raubet, die ihm gebühret, und sie jemand ganz andern beyleget. Eine Bosheit, die den Menschen höchst schädlich ist, weil sie auf diese Art einer der rührendesten und kräftigsten Gnaden, als da ein gutes Beyspiel ist, beraubet werden.

Man will bey Hofe außerordentliche Leute sehen, seltene und sonderbare Leute; Leute, die sich sogar durch ihren heiligen Lebenswandel vor andern hervorthun. Man will sie sehen, aber nicht in der Absicht, sie anzuhören, oder ihnen zu glauben, sondern sie zu untersuchen und zu richten, eine Schwachheit an ihnen zu entdecken, und die Hochachtung, die man gegen sie heget, zu vermindern. Denn hierauf läuft die boshafte Neugierigkeit hinaus, wobey man bey Hofe sein Vergnügen suchet.

Von den Regenten und Großen der Welt.

Die Unterthanen sind nicht für die Könige, sondern vielmehr die Könige für die Unterthanen gemacht; und die Fürsten gehören mehr für die Unterthanen, als die Unterthanen für die Fürsten. Ein Grundsatz, welcher, anstatt der Größe und Hoheit

heit der Regenten auf der Welt etwas zu benehmen, dieselbe vielmehr erhebt, und ihr ein weit grösseres Ansehen verschaffet. Denn was ist wohl grösser, und was kömmt Gott näher, als wenn man bestimmt ist, die allgemeine Glückseligkeit und das Wohl eines ganzen Reiches zu befördern?

Das Richten kömmt eigentlich den Monarchen und unumschränkten Herren zu, und die Majestät eines Königes ist niemals herrlicher und grösser, als wenn er auf dem Throne sitzt, und Gerichte hält. Noch weit ehrwürdiger aber ist sie, wenn es ein König ist, der mit dem Glanze der Krone die Einsichten einer ganz königlichen Weisheit verbindet. Ein König, der seine Unterthanen von einander zu unterscheiden, und die Verdienste genau abzuwägen weis; der für die Laster nur Strafen hat, da indessen alle seine Belohnungen für die Tugend bestimmet sind; der nicht nur die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten zu rächen, son-

dern auch die Gerechtigkeit selbst zu verbessern sucht; der die Misbräuche derselben abschaffet, und die gute Ordnung wieder herstellet; der, ohne jemand von seinem Throne zu entfernen, dem demüthigen Bitten und Flehen der Geringen Gehör giebt, die Klagen der Privatpersonen anhöret, und dadurch die Richter und obrigkeitlichen Personen in der Beobachtung ihrer Pflichten erhält; und dem endlich, weil er über alle erhaben ist, nichts mehr am Herzen liegt, als wie er sich gegen alle billig erweisen möge.

Gott hat, da er die Großen zu diesem Stande berufen, gleichsam einen Vertrag mit ihnen gemacht. Er hat zu ihnen gesagt: übernehmet diesen Stand und dieses Amt, aber übernehmet es mit allen seinen Beschwerlichkeiten. Es bringt Nutzen und Ehre, es ist aber auch Mühe und Arbeit damit verbunden. Ihr sollet das Nützliche und Ehrenvolle davon geniessen, ihr sollet aber auch zu gleicher Zeit die Beschwerlich-

lichkeiten und die Last desselben tragen. Deßwegen hat Gott die Annehmlichkeiten des Lebens nach den beschwerlichen Pflichten eines jeden Standes eingerichtet. Mit der königlichen Würde hat er die Unabhängigkeit, die Pracht, die Herrlichkeit, und die größte Ehre verbunden, weil im übrigen auch die größte Arbeit damit verbunden ist. Was thut man aber gemeiniglich? man trennet diese Annehmlichkeiten von der Arbeit, welche mit denselben verbunden seyn soll, und von welcher sie weiter nichts, als eine Erleichterung und Erquickung sind. Dieß heißt aber die Ordnung der Dinge umkehren; weil nach der Ordnung der Dinge die Ruhe nicht um ihrer selbst, sondern um der Arbeit willen ist, und weil das Maaß der Ruhe von der Natur und Beschaffenheit der Arbeit abhängt.

Der große Irrthum der Welt bestehet darinnen, daß sie glaubt, Hoheit, Vorzüge und Ehrenstellen wären lauter Rechte,

die Ruhe, und die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen. Aber die Vernunft sagt uns, je erhabener ein Stand ist, desto wichtigere Pflichten hat er zu beobachten; so daß es in dem weltlichen Stande und in der Religion, wie in dem Reiche der Natur zugeht. Je allgemeiner die Ursachen sind, desto mehr haben sie zu wirken, und desto mehr müssen sie auch zum Besten der besondern Ursachen, die ihnen untergeordnet sind, zu verrichten haben. So sehen wir, daß die Himmel, und die Gestirne, die über uns sind, sich in einer beständigen Bewegung befinden, ohne nur einen Augenblick stille zu stehen, und aufzuhören, ihre Einflüsse mitzutheilen. Was ist eine Ehrenstelle anders, als eine scheinbare Knechtschaft, welche einen Menschen verbindet, sich eines ganzen Volkes anzunehmen, gleichwie ein ganzes Volk verbunden ist, sich seiner anzunehmen? Nun ist es aber einem einzigen unendlich weit beschwerlicher, für alle zu arbeiten, als allen, für einen

einzigen zu arbeiten. Wenn ein Mensch, der sich in einem mittelmäßigen Stande befindet, seine Pflichten vergißt und verabsäumet, so erstreckt sich der Nachtheil, welcher andern daraus zuwächst, nicht allemal gar zu weit, und ein solcher Mensch schadet oftmals sonst niemanden, als sich selbst. Wenn aber ein Großer, wenn ein Fürst sich nicht um die Verwaltung der Geschäffte bekümmert, so ist es nicht anders, als wenn das vornehmste Gestirn verdunkelt wird, welches macht, daß die ganze Natur leidet.

Was vermag nicht das Beyspiel eines Königes, einem ganzen Hofe die Verachtung oder die Ehrfurcht, die er gegen die Tugend heget, einzuflößen? Und was hat man nach den Gesetzen der Welt von denen, die entweder ihre Geburt, oder ihr Amt, oder sonst etwas mit dem Hofe verbindet, anders zu gewarten, als daß, weil sie von dem Strohme dahin gerissen werden, sie

sich ein Verdienst daraus machen, wenn der Herr, dem sie dienen, gottlos ist, es auch eben so wie er zu seyn? Bringet dieses nicht die Gewohnheit der Welt so mit sich? Und wenn uns Gott einen König giebt, der seine Religion in Ehren hält, und sie auch von andern in Ehren will gehalten wissen, soll man ein so kostbares Geschenk nicht als eine der sonderbaresten Gnaden ansehen?

Die Wissenschaft der Heiligen soll bey einem Könige von einem viel größern Umfange, ja sogar noch weit vollkommner, als bey gemeinen Menschen seyn. Da die Könige die Bilder Gottes sind, so soll ein König, um ein heiliger König zu seyn, nach dem Beyspiele Gottes nicht nur heilig, sondern auch sogar in der Heiligkeit groß und herrlich seyn.

Die Großen und Fürsten der Welt wollen alles wissen; wie oftmals geschieht es

aber nicht, daß man ihnen die Sachen unter verhaßten Bildern vorstellet, die ihnen ein ganz anderes Ansehen geben, als sie wirklich haben? Indessen ist ein Verdacht, den sie gefasset, und ein böser Eindruck, den sie bekommen haben, oftmals vor und bey der Welt die Ursache der Verwerfung eines Menschen, ja bisweilen eines unschuldigen Menschen, der nur Dienste geleistet, und nichts als Belohnungen verdienet hat. Es muß also ein Fürst nicht zu leichtgläubig seyn, und da er von Leuten umgeben ist, die nichts anders suchen, als daß sie ihn zum Nachtheile anderer einnehmen mögen, so muß er schwer daran gehen, das Böse zu glauben, und sich leicht eines bessern belehren lassen; thut er dieses nicht, und man wird nur einigermassen gewahr, daß er gewisse Reden gerne anhöret, so ist er der Gefahr ausgesetzt, nichts als Betrüger um sich zu haben.

Es ist ein Unglück, welches mit dem Stande der Großen verbunden zu seyn scheinet, daß sie fast niemals die Wahrheit hören. Alle diejenigen, die sich ihnen nähern, halten es für eine Staatsklugheit, wenn sie sie hintergehen können; sie stellen ihnen die Sachen nur unter der schönen Gestalt vor, und es würde ihnen oftmals gar nicht lieb seyn, wenn die Herren, denen sie dienen, klüger wären, als sie sind, weil sie es nicht gern sehen würden, wenn sie besser und vollkommener wären. Daher kömmt es, daß diejenigen, welche in der Welt die Größten und Vornehmsten sind, in der That diejenigen sind, welchen die Wahrheit gemeiniglich am wenigsten bekannt ist. Man lobet ungemein die Großen; denn sie werden gerne gelobet und gerühmet. Allein wenn man die Lobeserhebungen, die ihnen mitgetheilet werden, wohl betrachtet, wird man gewahr werden, daß die meisten Sachen, wegen welcher man sie lobet, und die in der That nach der Welt lobenswürdig

schei-

scheinen, in dem Grunde, und nach der Vernunft vielmehr Laster als Tugenden sind.

Alles das, was unter den Menschen groß ist, ist es nicht anders, als auf eine abhängige Weise, und in Absicht auf den Nächsten. Es ist in der Welt nichts verhaßter und ungerechter, als ein Glück, das um so viel stolzer wird, je größer es wird; und welches das, was es ist, misbraucht, weil das, was es ist, anstatt ihm einen Stolz und Hochmuth einzuflößen, vielmehr ein Bewegungsgrund zur Bescheidenheit, und zur Willfährigkeit seyn soll. In Wahrheit, herrschen, damit man herrsche, ist das Vorrecht des göttlichen Wesens; aber deßwegen zu herrschen, damit man dienen möge, ist die Eigenschaft des Geschöpfes. Und so oft ein Mensch diese beyden Dinge von einander trennet, indem er sich dasjenige zueignet, was er nicht hat, so zernichtet er auch sogar dasjenige, was er hat; weil, da die

Herr-

Herrschaft des Menschen nach den göttlichen Absichten weiter nichts, als ein wahrer Dienst ist, er den Augenblick, da er den Eifer und die Liebe des Nächsten davon hinwegnimmt, ihr den wesentlichsten Theil raubet, und sie folglich zernichtet.

Die Herrschsüchtigsten sind gemeiniglich eben diejenigen, für welche sich die Herrschaft, die sie sich anmassen, am wenigsten schickt. Leute, die an und für sich nichts sind; schlechte und geringe Leute, die aber durch allerhand listige Ränke und Kunstgriffe groß geworden, sind diejenigen, welche auf die hochmüthigste Weise reden, auf die herrschsüchtigste Art handeln, und, damit sie ihre falsche Größe erheben mögen, sich eine Ehre daraus machen, wenn sie sogar wahrhaftig große Leute erniedrigen, und über sie herrschen können.

Die Reichen und Großen auf der Welt, da sie die Ehrenbezeigungen, die ihnen allenthalben erwiesen werden, und der Pracht, die sie umgiebt, gewohnt sind, mit was für Augen sehen sie die Armen in ihrem schlechten und geringen Stande an? oder, besser zu sagen, würdigen sie dieselbe auch nur einmal des Ansehens? Es scheinet, als ob sie keine Menschen wie sie wären; und wenn sie ihnen ja bisweilen ein geringes Almosen zukommen lassen, so muß ihnen diese Hülfe durch fremde Hände überbracht werden, weil es dem Armen nicht erlaubt ist, sich ihnen zu nähern; weil die Person des Armen einen Eckel und Abscheu in ihnen erregen würde, und weil sie sich schämen würden mit dem Armen zu reden und umzugehen.

Die Größe derjenigen, die ihren Vorzug ihrer Geburt und ihrem Geblüte zu danken

ken haben, ist gemeiniglich höflich, freundlich, gütig und wohlthätig; da sie von sich selbst gewiß und versichert ist, und nicht zu befürchten hat, daß sie werde streitig gemacht werden, so ist sie eben nicht so gar sehr darauf bedacht, daß sie sich zu erkennen gebe; sie trachtet eben nicht so gar sehr nach einer Herrschaft, die sie bereits hat, und anstatt, daß sie sich erheben, und ihre Vorzüge vergrößern sollte, so vergißt sie solche vielmehr gewissermassen, weil sie zur Genüge weis, daß man sie niemals vergessen werde. Die Größe hingegen, welche nur auf den unabläßigen Bestrebungen und dem Ehrgeize der Menschen beruhet, ist eine wilde und trotzige Größe, die niemand vor sich läßt, und einem jeden verächtlich begegnet, die auf das genaueste über ihre Vorrechte hält, verdrießlich und hitzig ist; da sie die Quelle, aus welcher sie entsprungen ist, nicht vor sich selbst verheelen kann, und befürchtet, die Welt möchte sie nicht

genugsam in die Vergessenheit kommen lassen; so suchet sie dieselbe durch eine stolze Pracht, durch eine tyrannische Herrschaft, und durch eine Strenge, die von ihren Vorzügen nichts nachgiebt, zu ersetzen. Hat man nun wohl Ursache, sich zu verwundern, wenn sie sich Neid, Murren und Feindschaft zuziehet? Man ehret sie dem Scheine nach; in der That aber hasset man sie. Man erweiset ihr gewisse Ehre, weil man sich vor ihr fürchtet; es sind aber nur gezwungene Ehrenbezeigungen. Man wünschet, daß sie nicht mehr wäre, und wenn sie nur den geringsten Anstoß leidet, so hat man eine ganz ungemeine Freude, und ein ganz außerordentliches Vergnügen darüber.

Eine rechtmäßige und natürliche Größe, die von der göttlichen Ordnung herrühret, hat einen gewissen Charakter an sich, der

ihr, außer der Hochachtung und Ehrerbiethung, auch noch die Gewogenheit und das Herz der Völker zuwege bringet. Aus diesem Grunde lieben wir unsere Könige. Weit gefehlt, daß ihre Erhebung etwas an sich haben sollte, so uns anstößig und zuwider wäre; wir betrachten sie vielmehr mit einem gewissen V rgnügen, welches uns die Neigung eben sowohl, als die Pflicht einflösset. Hingegen die unordentlichen Größen, die keinen andern Grund als den Ehrgeiz und die Begierde der Menschen haben, so herrlich sie auch uns immer vorkommen mögen, haben etwas an sich, das uns anstößig ist, und uns aufbringet, weil wir sie als einen unrechtmäßigen Besitz, und als Ausschweifungen betrachten, welche auf die Zernichtung der allgemeinen Billigkeit hinauslaufen.

Wenn die Fürsten auf dieser Welt gebohren werden, so nennen wir sie Könige, Monarchen, unumschränkte Herren; allein

dieß sind nur Titel, um dasjenige anzuzeigen, was sie mit der Zeit seyn sollen, aber nicht, was sie schon sind. Sie sind noch nicht einmal im Stande sich selbst zu erkennen, geschweige denn, daß sie geschickt seyn sollten, das Volk zu regieren. Sie sehen sich in diesem zarten Alter, in welchem sie noch keine Erfahrung haben, genöthiget, sich ihrer Schwachheit wegen, von ihren eigenen Unterthanen leiten und führen zu lassen, ehe und bevor sie solche selbst leiten und führen können. Wenn die Könige dieser Welt aller äußerlichen Merkmaale der königlichen Würde, und aller Zierrathen der menschlichen Pracht beraubet wären, würden sie wohl so viele Anhänger, und so zahlreiche Hofbedienten haben, mit welchen ihre Palläste angefüllet sind? Ihre königliche Würde gründet sich zwar nicht auf diesen äußerlichen Glanz, und auf diese scheinbare Größe und Hoheit; sondern sie kömmt von Gott, der ihnen seine Macht und Gewalt mitgetheilet hat. Wenn ihnen

aber

aber bey dem allen ihre königliche Würde so viel Ehrerbiethung zuwege bringt, und wenn ihr die Welt so viel Ehre erweiset, so rühret es daher, weil sie von einem Glanze und von einer Pracht, welche in die Augen fällt, begleitet wird.

Die Könige sind auf der hohen Ehrenstufe, auf welcher wir sie als irdische Gottheiten betrachten, weiter nichts, als Menschen, die um der übrigen Menschen willen erschaffen worden; und sie sind nicht um ihrentwillen, sondern ihrer Unterthanen wegen Könige. Man kann in der Welt weder etwas seyn, noch sich, obgleich durch rechtmäßige Mittel und Wege, zu den weltlichen Ehrenstellen hinaufschwingen, als in der Absicht, sich dem Besten derer zu widmen, über welche uns die Vorsehung gesetzet hat. Ein Mensch, der eine Ehrenstelle bekleidet, ist nichts anders, als eine Person, die von Gott bestimmt und erwählet worden, daß sie einer gewissen Anzahl an-

derer Personen dienen, und für sie sorgen soll. Die Großen sind nur um der Kleinen, und die Mächtigen nur um der Schwachen willen gemacht worden.

Glücklich sind die Fürsten, wenn, da sie alles können, sie nichts anders wollen, als was sie sollen; wenn, da sie wegen ihrer Würde über alle erhoben sind, sie sich durch ihre Gütigkeit alle und jede verbindlich machen; wenn sie bey der Ehre, die man ihnen erweiset, nicht vergessen, daß sie Menschen sind; wenn sie ihre Größe und Hoheit im Wohlthun suchen, wenn ihre Macht und Gewalt in der Verbesserung des Lasters besteht; wenn sie eben sowohl Herren über ihre Leidenschaften, als über ihre Handlungen sind; wenn, da es ihnen etwas leichtes ist, sich zu rächen, sie allezeit geneigt sind, zu vergeben. Vortreffliche Abschilderung großer Könige! Wenn wir Gott bitten, daß er ihre geheiligte Person erhalten, ihre Waffen segnen,

und

und ihre Unternehmungen wohl und glücklich wolle von statten gehen lassen; so ist ein solches Gebeth dennoch gewissermassen eigennützig, ob es gleich billig ist, und wir schlechterdings dazu verbunden sind. Denn da unser Glück und unser Leben von der Person unserer Fürsten abhängt, und da unsere Ehre und unser Wohlstand die ihrigen sind, so können wir in diesem Stücke nicht anders für sie bitten, ohne zugleich auf uns zu sehen.

Von dem Priesterthume.

Es giebt in dem geistlichen Stande Stufen, zu welchen man ohne das Priesterthum nicht gelangen kann. Es ist dieses eine Bedingung, welche schlechterdings nöthig ist, wenn man eine gewisse Pfründe und Ehrenstelle erhalten will. Man muß dann die heiligen Weihen empfangen, und man empfängt sie auch. Hat man sei-

ne Absichten erreichet, und befindet man sich da, wohin man wollte; so bekümmert man sich gewissermassen nicht mehr um die Eigenschaft eines Priesters, weil sie zu nichts mehr nützet, man läßt fast ganze Jahre hingehen, ohne die geringste Verrichtung desselben über sich zu nehmen. Man lebet als ein Laye, und wollte Gott, daß man nur wenigstens als ein frommer und christlicher Laye lebete! Dieses ist der große Wunsch, den uns so viele auspressen, die Kirchendienste mit ihren Einkünften besitzen.

Von seinem Amte Ehre haben, weil man es gebührend verwaltet, ist die Belohnung des Verdienstes. Nach der Ehre, die mit seinem Amte verbunden ist, streben, und dieselbe zu seinem Vortheile misbrauchen, ist eine Wirkung der menschlichen Ehrsucht. Sich auf Unkosten seines Amtes Ehre verschaffen, ist eine strafbare Treulosigkeit. Aber sogar auf seine eigenen Kosten seinem Amte Ehre machen, ist das

Kenn-

Kennzeichen großer Seelen. Weil man ein Priester ist, so ist man in dem, was die Ehre anbetrifft, kützlich und empfindlich; und dieser würde in dem Stande, in welchem er ist gebohren worden, alle Sittsamkeit seines Standes beybehalten haben, welche er nicht eher zu verlieren angefangen, als da er ein Kleid bekommen hat, welches ihn noch sittsamer und demüthiger machen sollte. Ich weiß wohl, womit man sich zu entschuldigen pflegt: ich thue es nicht um meinetwillen, sagt man, sondern um meines Charakters willen. Aber ist wohl bey dieser so genauen Vereinigung des Charakters und der Person etwas leichter, und gewöhnlicher, als das eine mit dem andern zu vermengen? und würde man nicht bey unzähligen Gelegenheiten mit weit mehrer Wahrheit den Satz umkehren, und dagegen sagen können, es geschiehet nicht um meines Charakters, sondern um meiner Person willen?

Wenn

Wenn diejenigen, die die Einkünfte der Kirche genießen, die Natur und Beschaffenheit derselben recht einsähen, so würden sie sich vor den Folgen derselben niemals genug fürchten. Anstatt sich über den Besitz derselben zu freuen, würden sie unter der Last einer solchen Verwaltung seufzen; und anstatt mehrere zu verlangen, würde ihnen auch sogar eine einzige schrecklich vorkommen. Die Kirche hat zwar die Macht, ihnen die Titel davon zu ertheilen, aber die völlige und unumschränkte Herrschaft darüber kann und will sie ihnen niemals geben. Sie sind nur um anderer willen die Eigenthumsherren derselben, und sie haben kein anderes Recht die Früchte davon einzusammeln, als damit sie solche allenthalben austheilen können, wo einer Noth und einem Elende abzuhelfen ist.

Was geschieht aber bisweilen in dem Priesterthume? Man sondert die Ehre von der Last und der Bürde ab, und von zweyen

Dingen, die wesentlich miteinander verbunden sind, erwählet man dasjenige, was dem Geize und der Ehrsucht schmeichelt, von dem aber will man nichts wissen, was zur Verbesserung des Lebens, und zu seiner Heiligung verbindet; so, daß das Priesterthum heut zu Tage gleichsam allen Lüsten und Begierden der Menschen überlassen ist. Man theilet es unter die Kinder aus, und es ist das Mittel, zu welchem Aeltern, die eine zahlreiche Familie haben, ihre Zuflucht nehmen. Für die Armen ist es ein Glück, und ein Mittel, sich vor dem Elende zu bewahren. Für die Reichen ist es ein Weg, zu hohen Ehrenstellen zu gelangen.

Daß ein Diener des Herrn, welcher thut, was sein Amt von ihm verlanget, eine gewisse damit verbundene Belohnung erhält, ist eine Sache, welche die Kirche billiget, und die niemand mit Recht tadeln kann. Wenn aber bey diesen so vortrefflichen und so heiligen Verrichtungen ein solcher Diener nur auf die Belohnung siehet,

het, die er dafür erhält; wenn er gleichsam einen Handel und ein Gewerbe damit treibet; und wenn er, so bald diese Belohnung entweder ganz, oder zum Theil wegfiele, geneigt seyn sollte, sie zu unterlassen, und sich davon loszumachen, so misbilliget dieses die ganze Kirche, und wir würden es auch selbst nicht genug misbilligen können.

Es ist ein vortrefflicher Anblick, gewisse Diener Jesu Christi in der Kirche zu sehen! zu was Ende sind sie da? die Einkünfte derselben zu geniessen, sich in dem Bischofshute und dem Purpur sehen zu lassen; niemals aber Messe zu halten, oder dem Gottesdienste beyzuwohnen, niemals den Armen beyzuspringen, niemals das Volk zu unterrichten, niemals die Erbauung der ihnen anvertrauten Seelen zu befördern. Was sind sie? Man kann es nicht wohl sagen, weil sie, eigentlich zu reden,

we-

weder Weltmenschen, noch Geistliche, weder Staatsmänner noch Kriegsleute sind.

Die wahre Größe des Priesterthums besteht in der Heiligkeit. Nehmet ihr diesen Grund hinweg, so ist es aus mit ihr. Ehemals wurde sie wenigstens durch den Adel unterstützt; unter dem Gesetze der Natur dienete ihr das Recht der Erstgeburt statt eines Titels, und unter dem Gesetze Mosis war es ein Vorrecht des Stammes Levi. Aber unter dem Gesetze der Gnade, wo die Priester, ohne Ansehen der Person, zu einerley Geheimnissen zugelassen werden, macht die Heiligkeit die schönste Zierde desselben aus. Wer immer in das Priesterthum aufgenommen worden, soll sich als ein öffentliches Beyspiel betrachten, und leben, als ob die ganze Welt die Augen auf ihn gerichtet hätte, und ein Zeuge seiner Handlungen wäre. Er soll überzeugt seyn, daß die Fehler, die er begehet, nichts geringes und mittelmäßiges an sich haben; und daß, gleich-

gleichwie die Beleidigungen, die seiner Person zugefügt werden, weit schwerer sind, also auch die Fehltritte, die er begehet, ihm wegen der Heiligkeit seines Standes eine persönliche Unwürdigkeit zuziehen. Er soll sich demüthigen, wenn er Layen siehet, die ihm an Vollkommenheit gleich kommen; vornehmlich aber soll er sich schämen, wenn er einige gewahr wird, die ihn sogar übertreffen. Unzählige Dinge können den Weltmenschen erlaubt, einem Priester hingegen verbothen seyn, und wenn ihn die Welt schon nicht verdammet, so thut sie es nur deßwegen, damit er ihr zu einer vermeynten Rechtfertigung ihrer bösen Thaten dienen möge.

Wir verlangen, die Priester, welche die Statthalter Gottes sind, sollen Mitschuldige unserer bösen Handlungen seyn; und da sie, so wie wir gegen uns selbst, gar zu gelinde verfahren, so nöthigen wir sie auch gewissermassen, es zu werden, das ist,

ist, wir nöthigen sie, uns dasjenige, was uns bequem ist, einzuräumen, und uns von dem, was uns beschwerlich fällt, zu befreyen. Es geschieht bey unsern verkehrten Zeiten täglich aus einer schändlichen Treulosigkeit, daß wir selbst dazumal, da wir uns überhaupt an der allzugroßen Gelindigkeit der Diener des Herrn ärgern, sie insbesondere durch unzählige listige Kunstgriffe auf unsere Gesinnungen und Vortheile zu lenken suchen; und daß, indem wir für andere keine Beichtväter finden können, die scharf genug wären, wir dennoch für uns die gelindesten und willfährigsten wählen. Denn daher rühret die Art von Nothwendigkeit, in die wir sie versetzen, in Ansehung unser ein gewisses Maaß zu beobachten, so viele Linderungen und Milderungen zu erdenken, und zwar zum Nachtheile des heiligen Amtes, das ihnen anvertrauet ist, und welches zu verwalten sie nicht Kräfte genug haben, weil wir deren zu viel haben,

ben, ihrem Eifer Einhalt zu thun, und ihn zu schwächen.

Von dem Ordensstande.

Was mußte es nicht kosten, jene große Versammlungen der geistlichen Ordensstände aufzurichten, alle Glieder derselben zu vereinigen, und sie unter gewisse Gesetze zu bringen? was für Bemühungen und Sorgen, was für Nachdenken, Ueberlegungen, Berathschlagungen! aber zugleich was für erstaunenswürdige Fortgänge! Diese Gesellschaften haben sich vermehret, diese geistliche Orden haben sich an allen Orten ausgebreitet. Sie haben, als eben so viele Republiken, ihre Regierungsform, ihre Gesetze, ihre Verordnungen, ihre Aemter, ihre Verrichtungen, ihre Beobachtungen, die nur eine tiefe Einsicht, und eine Weisheit vorschreiben konnte, welche sich bis auf die geringsten Sachen herabließe, welche al-

les vorhinein sah, und auf alles ihr Augenmerk richtete. Wem sind wir diese heiligen Versammlungen schuldig? klugen Staatsmännern, und ihren Kunstgriffen? auf ihre Wissenschaft stolzen, und von sich selbst vollen Weltweisen? nein, demüthige Männer waren es, welche eben dadurch, weil sie demüthig, und in ihren Augen klein waren, so große Dinge zu Stande gebracht haben.

Man muß gestehen, daß, gleichwie es Weltmenschen giebt, welche unter einem weltlichen Kleide ganz geistliche Gesinnungen sehen lassen, nur gar zu viele Geistliche anzutreffen sind, welche unter dem Ordenskleide ganz weltliche Begriffe verbergen. Man entdecket sie an ihrer freyen Lebensart, an ihren leichtsinnigen Geberden, an ihren wenig abgemessenen, unbescheidenen, uneingezogenen und unbedachtsamen Reden. Die Welt, welche sie sieht, und sie höret, ist darüber in Erstaunen gesetzt; und wenn sie ihnen schon die Verwunderung, in der

sie ist, nicht zu erkennen giebt, ja wenn sie sogar in ihrer Gegenwart ihnen beyzufallen scheint, so weis sie sich dennoch hierüber zu erklären, sobald sie hinweggegangen sind. Sind dieses, spricht man, Geistliche? sie denken wie wir, sie reden wie wir: das Kleid ausgenommen, was ist wohl für ein Unterschied zwischen uns und ihnen? und was für eine Aenderung wäre wohl vonnöthen, aus uns Geistliche, so wie sie sind, zu machen?

Die Welt verläßt die Ordensgeistlichen weit geschwinder, als die Ordensgeistliche die Welt verlassen. Hat sie ihrer vonnöthen? ungeachtet ihrer Entfernung, weis sie dieselben gar wohl zu finden: allein haben die Ordensgeistliche der Welt nöthig, so fängt sie an sie zu verkennen und zu vergessen. Nichts destoweniger ist es erstaunenswürdig zu sehen, mit welcher Hitze, mit welcher Lebhaftigkeit, mit welchem Eifer sich geistliche Personen die zeitlichen Angelegenheiten

ten ihrer Familien angelegen seyn lassen. Warum mengen sie sich in alles dieses ein? Ey! warum sterben sie nicht der Welt wenigstens also ab, wie die Welt ihnen abstirbt? Der Sohn Gottes sprach zu seinen Aposteln: Ihr seyd in der Welt, aber ihr seyd nicht von der Welt (*). Giebt es nicht geistliche Personen, in Ansehung deren man den Satz umkehren sollte, und denen man in einem ganz entgegengesetzten Verstande sagen könnte: Ihr seyd nicht in der Welt, aber ihr seyd von der Welt?

Man hasset die Welt in sich selbsten, allein man liebet sie in andern. Man entsaget der Welt, allen Würden, allem Range, und man versetzt sich in einen demüthigen, dunkeln, abhängigen Stand. Hierinnen hat es das Ansehen, daß die Welt in uns vertilget, und gleichsam vernichtet sey. Unterdessen weis man, daß sich eine

(*) Joh. 15. 19.

Familie, von der man abstammet, und mit der man enge verwandt ist, in der Welt empor schwinge, man weis, daß sie zu ansehnlichen Ehrenstellen gelange; und hierüber ist man ungemein empfindlich, man wünschet sich deshalben in dem Innersten seiner Seele Glück, man läßt seine Freude hierüber äußerlich sehen. Diese Empfindung wäre noch erträglicher, obschon sie einem Geistlichen eben nicht wohl anstände, wenn sie von einer blossen Neigung des Blutes, und der Natur herkäme. Allein hierunter liegt noch was mehrers verborgen; denn man ist nur deßwegen froh, seine Verwandten in dem Glanze und Schimmer zu wissen, weil hiervon ein Stral auch auf uns zurück fallen soll, weil man sich auf diese Art eine neue Achtung erwirbt, weil diejenigen, die in einer Gemeinde unsers gleichen sind, und sogar die Vorgesetzten mit uns behutsamer, und gelinder umgehen werden. Ist dieses nicht eine der feinsten Verblendungen der Eigenliebe, welche alles dasjenige,

was sie kann, von dem Untergange retten, und sich einerseits über das, was sie andrerseits verlohren hat, schadlos halten will?

Das große Opfer, dessen sich ein Mensch mit Grunde rühmen würde, wenn er jemals ein Recht haben könnte, sich vor Gott zu rühmen, ist dieser Gehorsam, zu welchem er sich in dem Ordensstande verpflichtet; dieses Gesetz, welches er sich auferlegt, nicht mehr über sich gebiethen zu können, nicht mehr Herr über seine Handlungen zu seyn, in einem vollkommenen Alter als ein unmündiges Kind zu leben, das niemals für mündig soll erkläret werden, und welches, vermög einer wunderbaren Wirkung des Berufes, den es angenommen hat, nur frey ist, um es nicht mehr zu seyn; und einen Willen hat, um keinen mehr zu haben; und seine Vernunft und seine Einsichten nur noch gebrauchet, um sie nicht mehr zu gebrauchen. Sehet, dieses ist, was die Heyden niemals gethan, und auch niemals daran

ran gedacht haben, es zu thun. Sie warfen zwar das Gold und das Silber in das Meer; sie blieben aber dabey allezeit von sich selbst eingenommen, sie schätzten die weltliche Weisheit, für deren Nachfolger sie sich ausgaben, nicht hoch genug, daß sie dieselbe durch einen unbekannten und geringen Lebenswandel erkaufet hätten.

Diese Welt gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht, ist dasjenige, wozu ein jeder Christ verbunden ist; es ist also besser die Welt verlassen, und sie niemals gebrauchen. Etwas besitzen, als besäße man es nicht, ist der Zustand, in welchem sich ein jeder Christ befinden soll; es ist also besser, gar nichts besitzen. Lasset uns zwey sehr verschiedene Dinge in Ansehung der irdischen Güter von einander unterscheiden, nämlich den Besitz derselben, und die Neigung und Liebe zu denselben. Der Besitz, ohne die Neigung und Liebe, ist eine Unruhe und Bürde; die Neigung

und

und Liebe ohne den Besitz, ist eine Marter, oder wenigst eine Armseligkeit. Beydes zusammen, ich will sagen, der mit der Neigung und Liebe verbundene Besitz, würde in dem Leben eine Anmuth seyn können, die Religion aber macht uns ein Verbrechen daraus. Was thut also eine Ordensperson? da sie sich verbunden siehet, dem einen zu entsagen, so verläßt sie das andere aus freyem Willen; und indem sie den in der Welt lebenden Christen, wenn sie geizig und weltlich gesinnet sind, das Verlangen und die Liebe zu den irdischen Gütern, die sie verderbet; oder wenn sie fromm und getreu sind, den Besitz eben dieser Güter überläßt, der sie vielen Gefahren aussetzt: so erwählet sie für sich die evangelische Armuth, die sie ganz unfehlbar aus dem Verderben jener, und aus der Gefahr, welcher diese ausgesetzt sind, errettet; sie freuet sich, daß sie in ihrem Stande nichts mehr findet, wovor sie sich in Acht zu nehmen hat.

In dem Ordensstande dienet man Gott, ohne daß einem von dem Menschen widersprochen wird; man schämet sich nicht, ein Unrecht zu leiden, ohne sich deßwegen zu rächen; man ist demüthig und geduldig, ohne daß man einer Niederträchtigkeit beschuldiget wird, selbst der Tadel der Welt trägt in demselben zur Ausübung des Christenthums etwas bey; denn die Welt tadelt die Ordenspersonen nur alsdenn, wenn sie vergessen, wer sie sind, und sie ehret sie nur alsdenn, wenn sie vollkommen sind, was sie seyn sollen. So boshaft sie ist, diejenigen zu tadeln und zu verspotten, welche, ob sie gleich in der Welt bleiben, dennoch in derselben auf eine recht genaue und ordentliche Weise Christen seyn wollen; eben so sehr verachtet sie diejenigen, welche, ob sie gleich die Welt verlassen haben, doch noch immer gern als Weltmenschen leben möchten. So verderbt sie auch immer ist, so schätzet sie uns doch nur in so fern hoch, als sie uns für heilig hält; und sie hat nur

sen so fern Ehrerbiethung gegen uns, als wir eine Abneigung gegen sie zu hegen scheinen.

Eine kaltsinnige Ordensperson würde, indem sie thut, was sie thut, bey aller ihrer Kaltsinnigkeit, in der Welt für einen vollkommenen Christen angesehen werden; und ein Christ, der in der Welt für vollkommen gehalten wird, würde bey aller seiner vermeynten Vollkommenheit, in dem geistlichen Ordensstande kaum geduldet werden. Dieses kömmt daher, weil in dem Ordensstande sehr viele Regelmäßigkeit, viele Demuth, und viele Gottesfurcht, fast für nichts gehalten wird; da man hingegen in der Welt aus etwas wenigen, ja oftmals aus nichts, viel macht. Das vollkommene Leben ist in dem Kloster ein gemeines Leben, und folglich sowohl vor dem falschen als wahren Lobe sicher. Wenn ihr es daselbst in der Tugend auch noch so weit bringet, so denket man doch nicht an euch, man

man redet auch nicht von euch; Gott allein und euer Gewissen sind diejenigen, die euerm Verhalten ihren Beyfall ertheilen.

Wenn man von der Glückseligkeit des geistlichen Standes redet, scheinet es mir, daß man zuweilen ganz menschliche Begriffe davon mittheile. Ich höre es nicht gern, wenn man das geistliche Leben als ein angenehmes, als ein von allen Beschwerden befreytes, und von aller Sorge losgeschältes Leben vorstellet; denn auf solche Weise würde man sagen, daß der Ordensmann nichts zu leiden, nichts zu ertragen habe; daß ihm nichts mangle, daß ihm alles gut von statten gehe, daß alles nach seinem Wunsche ablaufe. Anstatt eines Hauses, das er verlassen hat, stehen ihm hundert andere, und noch mehr offen; anstatt eines Vaters, und einer Mutter, von denen er sich getrennet hat, findt er so viele andere, als er Vorgesetzte hat, die mit seiner Aufsicht beladen sind. Alles dieses ist schön;

aber

aber das Uebel ist, daß alles dieses mit dem Evangelio nicht übereinkömmt. Und warum sollte man der Welt entsagen, wenn schon dieses das hundertfältige wäre, welches man in der Religion zu erwarten hätte? denn über das, daß man von jenen Hoffnungen, die man sich in Erwählung des geistlichen Standes gemacht hätte, viel abzurechnen fände, würde es ohne Zweifel etwas sehr wunderbares seyn, außer der Welt dasjenige zu suchen, was man, da man sie verließ, hat fliehen wollen.

Von den Beichtvätern.

Es giebt viele Führer und Leiter der Gewissen, aber wenige, die sich leiten lassen. Es wollen zwar alle andächtige Seelen, oder fast alle einen Führer haben, aber nur einen nach ihrer Art, und einen solchen, der sie nach ihrem Sinne leite: das ist, einen Führer, den sie selbsten, was die Art und Weise sie zu leiten betrifft, anführeten. Dieses heißt, gut zu reden, nicht wollen geleitet werden, sondern durch einen Führer sich selbsten leiten wollen.

Unter den Ordenspersonen halten es die einen mit diesem, und die andern mit jenem Führer, eine jede will den ihrigen haben, der eben die Gesinnungen heget, die sie heget, und sie darinnen befestiget. Es ist sittlicher Weise nicht möglich, daß diese Verschiedenheit nicht die Quelle von unzähligen Uneinigkeiten seyn sollte. Warum giebt man sich so viele Mühe um

einen Menschen, ob er gleich ein Diener der Kirche ist, und noch so heilig zu seyn scheinet, wenn der Friede dadurch unterbrochen wird? Und was für ein Unglück wäre es nicht, wenn diejenigen, die uns durch ihr Amt heiligen sollten, vielmehr dieneten, Uneinigkeit unter uns anzurichten, und uns eben dadurch aus der Ordnung zu bringen?

Es giebt Beichtväter, welche nur für eine einzige Person, auf die sie ihre ganze Aufmerksamkeit richten, von Gott gesendet zu seyn scheinen; welche öfters jede Woche ordentlicher Weise ganze Stunden mit ihr zubringen, in Unterredungen, deren Gegenstand man sich nicht einbilden, und deren Nutzen man nicht begreifen kann; welche eine jede andere Person in einem Raume von etlichen Augenblicken abfertigen, fast niemals aber zu Ende kommen können, sobald sie mit dieser zu thun haben. Die Welt kann sich nicht vorstellen, daß in einem solchen Betragen nur eine übernatürliche Ab-

sicht herrschen solle, und es würde hart seyn, ihr hiervon ungezweifelte Beweise zu geben. Sie könnte zwar die Sachen gelinder auslegen; indessen weis man doch in dem Grunde nicht, wer schuldiger sey, die Welt, welche ihre Beurtheilung zu weit treibet, oder diejenigen, welche ihr hierzu Gelegenheit an die Hand geben.

Ein Beichtvater bildet durch seine Unterrichte die Person, welche er leitet, und läßt ihr die Grundsätze seiner Moral mit einem wunderbaren Ueberfluße sehen. Ey, sagen sie, was ist in allem diesem übels? wir finden, und suchen nichts übels darinnen. Allein das Uebel ist nicht einzig und allein die Neigung, die sie gegen einander empfinden; denn diese Empfindung hängt nicht von ihnen ab; sondern daß sie nicht die anständigen Maasregeln ergreifen, um sich wider diese Neigung zu bewahren. Die Unterredungen, zu welchen sie eine gar zu sinnliche Freundschaft veranlasset, dauren

nur

nur deshalben so lange, und werden so oft wiederholet, weil das Herz einen Geschmack daran findt; dieser Geschmack des Herzens aber, wenn er mit der Verschiedenheit des Geschlechtes verbunden ist, ist die nächste Zubereitung zu dem Laster.

Unaufhörlich einen Beichtvater um den andern haben, und sie alle einen nach dem andern versuchen wollen, verräth in den einen Unruhe, und in den andern Neugierigkeit. Wie es sich nun aber immer verhält, so läuft man zwar in diesen verschiedenen Abwechslungen viel, aber man kömmt nicht weit.

Bekennet ihr euch zu der strengen, oder zu der gelinden Sittenlehre? Diese wunderliche Frage stellet man zuweilen an einen Gewissensrath, ehe man sich seiner Anleitung überläßt. Ich nenne es eine lächerliche und widersinnige Frage in dem Verstande, in dem man gemeiniglich die Sache

nimmt; denn da man diesen Führer fraget, ob er von der strengen Sittenlehre sey, will man ihn fragen, ob er aus der Zahl derjenigen Führer sey, welche sich zur Strenge öffentlich bekennen, das ist, welche allezeit, und in allen Stücken die strengste Parthey zu ergreifen entschlossen sind, ohne nachzuforschen, ob dieses mit der Vernunft am meisten übereinkomme. Und im Gegentheile wann man eben diesen Führer fraget, ob er von der gelinden Sittenlehre sey, verlanget man ihn zu fragen, ob er unter diejenigen gehöre, die man beschuldiget, daß sie die christliche Sittenlehre verderben, und durch gewisse Mäßigungen, welche mit der verderbten Natur übereinstimmen, und den Sinnen, und der Begierlichkeit schmeicheln, ihre ganze Strenge versüßen. Auf dergleichen Fragen was kann ich antworten, als daß ich mich in allen meinen Entschliessungen an dasjenige halte, was ich als das wahrhafteste, und nach den Grundsätzen der christlichen Sittenlehre als das anständigste ur-

urtheile; daß ich aus dem, was nur eine Vollkommenheit ist, nicht eine unnachläßige Schuldigkeit mache, beynebens aber alle ermahne, sich in der Ausübung nicht auf die blosse Schuldigkeit einzuschränken. Dieses ist meine Sittenlehre, lehre man mich eine bessere, und ich werde ihr folgen.

Sehr viele Leute nehmen es übel, daß sich die Diener des Herrn, die zu Gewissensrichtern in der Kirche gesetzet sind, um viele Geschäffte bekümmern, die mit der Welt ein Verhältniß haben. Aber ich behaupte, daß in der Welt kein Geschäfft zu finden sey, welches nicht vor ihren Richterstuhl gehörete, und welches nicht mit dem Gewissen und der Seligkeit einige Verbindung haben könnte. Ein Mann nimmt es übel, daß der Zustand seines Hauses und seiner Familie einem Fremden bekannt ist, den eine tugendhafte Frau zu ihrem Führer auf den Wegen Gottes erwählet hat, und welchem sie das, was in ihrem Hause

vorgehet, vertrauet, damit sie wissen möge, wie sie sich dabey verhalten, und ihre Seligkeit in Sicherheit setzen soll. Was hat er für Ursache, sich darüber zu erzürnen? Vertritt dieser Fremde nicht die Stelle Jesu Christi? urtheilet er nicht als ein solcher, und hat er folglich nicht das Recht, von allen eine Kenntniß zu haben? Er soll klug seyn; oftmals aber bestehet ein Theil von seiner Klugheit darinnen, daß er sich in die Untersuchung der geheimsten und besondersten Dinge eines Hauses einläßt. Aber ein Beichtvater, sagt man, soll sich nur in dasjenige mengen, was die Seelensorge und die Beichte angehet. Dieses ist wahr. Welches sind denn aber die gewöhnlichsten Materien der Beichte bey den Weltmenschen, wenn es nicht die weltlichen Geschäffte sind?

Wir machen uns unsern Stand zu Nutze, und weil wir uns, sowohl von Seiten der Geburt, als von Seiten des Glücks,

in

in solchen Umständen befinden, welche die Welt in Ehren hält, so wünschen wir, daß uns Gott auch in Ehren halten möchte; und wir verlangen es dergestalt, daß wenn diejenigen, die seine Gerechtigkeit vollstrecken, nämlich unsere Beichtväter und Führer, uns nach den gemeinen und allgemeinen Regeln des Christenthums, zu welchem wir uns bekennen, richten wollen, wir es übel nehmen, indem wir von ihrer Bescheidenheit verlangen, daß sie uns nicht mit den gemeinen Seelen vermengen, und ihre Klugheit nach dem Unterschiede abmessen sollen, den sie unter dem, was wir sind, machen.

Wir handeln nicht nach dem Geiste des Evangeliums, wenn wir uns durch eine übertriebene Andacht zu äußersten Sachen, welche die gesunde Vernunft beleidigen, oder zu Sonderheiten, die nur der Welt Gelegenheit zu reden geben, verleiten lassen. Allein das Uebel besteht hierinnen, daß diese

Bescheidenheit, welche einen von den Charaktern der Andacht ausmacht, nicht allezeit der Charakter andächtiger Seelen ist. Es ist wahr, sie haben ihre Führer, aber die Führer hören sie nicht allezeit, und es ist für diese nicht ein geringer Schmerz, wenn sie oftmals sehen, daß man ihnen Unvorsichtigkeiten, an denen sie keinen Antheil haben, zueigne, und worinnen sie sich dennoch nicht rechtfertigen können, weil es ihnen nicht gestattet ist, sich zu erklären.

Von den Predigern.

Nicht alle Prediger theilen das Wort Gottes auf gleiche Art, und mit gleicher Erbauung aus. Es giebt einige, die es zu einer gewinnsüchtigen Sache machen, und welche, vermög einer Art von Simonie, ein Gewerbe damit treiben, damit sie sich in der Welt ein gewisses Ansehen, und eine eitle Ehre zuwege bringen mögen. Wenn

Wenn sie es nun solchergestalt entheiligen, so verkehren und verführen sie sich selbst; indem sie aber sich verkehren, so unterlassen sie nicht andere zu heiligen. Denn man kann von diesem göttlichen Worte, wie von der Taufe, sagen: es schadet nur denjenigen, die es übel entrichten, es nützet hingegen denen, die es wohl empfangen.

Sieht man einen Prediger mit gewissen Eigenschaften, mit einem erhabenen Verstande, mit einem lebhaften Geiste, mit einer edeln Einbildungskraft, mit einer starken und natürlichen Beredtsamkeit versehen, so macht man den Schluß, er sey überaus geschickt, die Ehre Gottes zu befördern. Allein wenn es diesem Manne an der Demuth gebricht, so ist er nicht der Mann, den Gott zur Vollziehung der wunderbarsten Werke seiner Gnade erwählet hat. Auf wen wird dann seine Wahl fallen? auf einen sittsamen und demüthigen Mann. Dieß ist aber ein mittelmäßiges Verdienst, es ist

nichts, oder fast nichts nach den Begriffen der Welt. Ja, aber eben dieß ist, was die Ehre Gottes mehr erhebet, welchem allein zukömmt, aus nichts die größten Dinge zu machen.

Es giebt Prediger, deren eitle und scheinbare Wohlredenheit ganze Städte zu ihren Reden herbeylocket. Man läuft ihnen begierig nach, der Zulauf wächst von Tag zu Tage, sie sind die Orakel eines ganzen Landes; glücklich, daß sie die Gelegenheit gehabt haben, sich zur Zeit der Abnahme und des Mangels sehen zu lassen: ich will sagen, zu jenen Zeiten, wo der verderbte Geschmack der Welt keinen Unterschied zwischen dem Vortrefflichen, und dem Mittelmäßigen machte, sondern alles untereinander vermengte, und das gründliche und wahre vernachläßigte, um sich einem falschen Schimmer anzuhängen; zu jenen Zeiten besonders, wo heimliche Vortheile eine mächtige Parthey verbanden, den Redner zu unterstützen, und ihm

ihm ein Ansehen zu verschaffen, dessen Glanz auf die Parthey selbst zurückfiele, und zur Vermehrung ihres Ansehens etwas beytrüge. Mit einem Worte, glücklich, daß sie solche Zuhörer gefunden haben, die entweder Unwissende waren, oder denen es selbst daran gelegen war, ihnen ihren Beyfall zu geben, und sie als große Redner gelten zu lassen.

Wir gerathen oftmals in Ansehung der Ehre Gottes in einen groben Irrthum, wir glauben sie da zu finden, wo sie nicht ist, und wir suchen sie da nicht, wo sie ist. Wir setzen die Ehre Gottes in dem, daß wir bewundert, gerühmet, von den Großen angehöret, den Augen der zahlreichesten und ansehnlichsten Versammlungen dargestellet werden; allein sie ist oftmals nicht da. Ein gottesfürchtiger apostolischer Mann, ein Mann ohne Ruhm, ohne Ansehen, der Dörfer und Flecken durchläuft, wird die Ehre Gottes weit mehr befördern, als der

berühmteste Prediger; der eine macht viel Lärmen, der andere aber weit mehr Nutzen; nun aber dienet dieser Lärmen gemeiniglich nur den Menschen zu verherrlichen, dieser Nutzen aber verherrlichet Gott.

Die Prediger selbst, wenn sie sich nicht wohl in Acht nehmen, unterhalten einen gefährlichen Irrthum, indem sie es für eine Grundregel halten, nur gewisse erhabene Materien auf der Kanzel abzuhandeln. Sie betrügen sich hierinnen ganz gewiß, entweder da sie eine der wichtigsten Schuldigkeiten ihres Amtes, nämlich alle Stände der Menschen in den Hauptpflichten der Religion zu unterrichten, verabsäumen, oder da sie zuweilen die gehörigen Gränzen überschreiten, und eitle Absichten führen, wo man sie aus den Augen verliert, und wo sie sich selbst verlieren.

Ehemals waren die Geheimnisse der Religion die wichtigsten Materien, die man

auf

auf der Kanzel abhandelte, indem man dieselben erklärte und in ein Licht setzte; jetzo aber trifft man in diesen wichtigen Sachen weiter nichts, als ein trockenes Wesen an, und diejenigen, die sie abhandeln sollen, lassen sich, weil sie sich genöthiget sehen, sich gewissermassen nach ihren Zuhörern zu richten, entweder gar nicht darauf ein, oder berühren sie nur obenhin. Wenn die Kirchenlehrer wieder auf die Welt kämen, und bey uns jene vortrefflichen Reden hielten, die sie ehemals vor ihren Zuhörern ablegten, und welche wir noch in Händen haben: so weis ich nicht, ob man ihnen zuhören, oder ob man sie nicht vielmehr verlassen würde. Man will heut zu Tage nur eine zärtliche und ausstudirte Sittenlehre, die das Herz des Menschen abschildert, und anstatt eines Spiegels dienet, in welchem ein jeder nicht sich selbst, sondern die Laster eines andern betrachtet.

Der Prediger, nachdem er sich mit Wachen und Studiren gleichsam verzehret hat, um sich in den Wahrheiten der Religion geübter zu machen, und sie seinem Gedächtniße recht einzuprägen, so wendet er noch alle seine Kräfte an, sie so, wie er sie gefasset hat, wiederum vorzutragen, und in ihr völliges Licht zu setzen. Aber der Zuhörer, welcher entweder unachtsam und träge ist, oder seine Gedanken herum flattern läßt, höret und verstehet, so zu sagen, von allem, was er höret, nichts, er fasset nichts davon, oder behält nichts davon.

Es giebt Sachen, deren Gebrauch uns dergestalt nützlich ist, daß sie ohne Nachtheil und ohne Gefahr unnütze werden können; es giebt aber auch andere, welche, so bald sie uns unnütze werden, uns vermög eines unglücklichen Schicksals nachtheilig werden. Von dieser Art sind die Speisen und die Arzneymittel. Wenn ich von den Speisen keinen Nutzen habe, so werden sie

mir

mir zu einem Gifte; und die Arzney tödtet mich, sobald mich ihre Wirkung nicht gesund macht. Eben so verhält es sich auch mit dem Worte Gottes: es ist, in der Ordnung der Gnade, die Quelle des Lebens; wenn es aber das Leben nicht hervorbringt, so verursachet es nothwendig den Tod.

Wie kann man an dem Worte Gottes einen Geschmack finden, welches uns beständig die unumgängliche Nothwendigkeit uns zu hassen und die Welt zu fliehen vorhält, da indessen der Verstand und das Herz von der Liebe zur Welt und zu uns selbst eingenommen ist? Es ist eine den Predigern gewöhnliche Sittenlehre, gegen alle Pracht, und gegen alle Größe der Welt Verachtung einzuflößen; sie machen hiervon Abbildungen, welche die geschicktesten sind, sie in unserer Meynung zu verringern und herabzusetzen. Nach der Art, mit welcher sie davon reden, und nach den Ausdrücken,

deren

deren sie sich bedienen, sind sie weiter nichts, als ein leeres äußerliches Wesen, nichts als falsche Bilder, und Blendwerke, die uns verführen, und von denen wir, so viel es möglich ist, unsere Blicke abziehen sollen. Nichts destoweniger, was sie endlich immer hiervon sagen können, so muß man doch allezeit gestehen, daß diese menschlichen Grössen und Herrlichkeiten, so verachtungswürdig sie auch sonsten sind, dennoch in der That etwas herrliches und glänzendes, etwas großes und vortreffliches an sich haben; und eben daher scheint es mir, daß es einem Christen nicht allein erlaubt sey, sondern sogar sehr nützlich seyn könne sie zu betrachten, weil sie, um also zu reden, gleichsam Versuche der Herrlichkeit Gottes sind. Was für eine Empfindung immer dieses Gegenwärtige auf sein Herz macht, so kann sie ihm nicht schaden, sie ist vielmehr nützlich, ihm einen größern Begriff von dem Zukünftigen, wornach er strebet, und wohin er nur durch eine wahrhafte und freywillige

willige Losschälung von diesem Gegenwärtigen gelangen kann, mitzutheilen.

Von der Erwählung eines Standes.

Man erhebt sich zu den Ehrenstellen der Welt ohne Beruf. Ich wundere mich aber hierüber gar nicht, weil man in seinem Irrthume so weit geht, daß man sogar glaubt, es werde zu dergleichen Ständen kein Beruf erfordert. Man giebt es zu, daß ein Beruf erfordert werde, wenn man sich in das Kloster begeben, und allda ein demüthiges Leben führen wolle. Aber sich zu den höchsten Ehrenstellen zu erheben, sich auf die Richterstühle niederzusetzen, die Verwaltung der öffentlichen Geschäffte über sich zu nehmen, Aemter zu verwalten, in welchen man für die Wohlfahrt einer ganzen Stadt, einer ganzen Provinz, und eines ganzen Königreichs zu sorgen hat, dazu ist der Ehrgeiz eines Menschen, und seine

ne Begierde genug, es kömmt auf ihn an, der Urheber seines Schicksals zu seyn.

Es ist genug, daß man sich ein Amt kaufen kann, um zu glauben, man sey auch im Stande, dasselbe zu besitzen, und zu verwalten. Es ist genug, daß es der Nutzen einer Familie erfordert, diesen oder jenen Rang zu haben, um nicht zu zweifeln, daß man geschickt dazu sey. Dieser Nutzen der Familie, und dieser Vortheil vertreten die Stelle aller nur ersinnlichen Eigenschaften, und sind hinlänglich, alle Bemühungen zu rechtfertigen. Wenn die Gesetze etwas mehrers vorschreiben, ich will sagen, wenn sie einige Prüfungen verlangen, die Personen kennen zu lernen; so unterwirft man sich diesen Prüfungen aus bloßer Ceremonie. Und indem man sich mit so vielen andern, die sie auch ausgestanden haben, vergleichet, so hält man sich noch für mehr als zu stark, um sie mit Ehren auszuhalten. Man kann alles, ohne sich je-

jemals zu etwas geschickt gemacht zu haben; unter der Bedingung, daß man hernach mit Schaden anderer, und zum Nachtheile seines Amtes, Versuche machen, und durch die unzähligen Fehler, die man dabey begehen wird, sich von den Sachen eine Kenntniß zuwege bringen will.

Der Eifer der Aeltern für ihre Kinder erstrecket sich nicht so weit, daß sie sehen, ob sie geschickt sind versorget zu werden, sondern es ist ihnen genug, daß sie versorget werden. Dieser erstgebohrne Sohn muß ein solches Amt haben; so wird dieses als ein Grundsatz vorausgesetzet: Kann er die Kosten desselben bestreiten? dieses untersuchet man mit aller nöthigen Aufmerksamkeit. Wird wohl nach diesem gemachten ersten Aufwande noch genug übrig bleiben, alle übrige Ausgaben zu bestreiten? auch dieses wird auf das genaueste berechnet. Im übrigen aber wird nicht einmal daran gedacht, ob auch das Kind, welches

man auf eine solche Art versorgen will, im Stande ist, die Ehrenstelle, die man für dasselbe bestimmet, zu verwalten. Hat es die Geschicklichkeiten dazu, so ist es gut. Hat es sie aber nicht, so wird sein Ehrenamt die Stelle derselben vertretten. Man weis aber mehr als zu wohl, daß es dieselbe nicht besitzet, und man kann sich auch nicht die Hoffnung machen, daß es sie jemals erlangen werde. Man weis es, man thut aber allezeit, als ob man es nicht wüßte.

Dieser junge Mensch gehöret zu der Familie, in welcher diese Würde erblich ist; sein Schicksal ist also schon entschieden, der Sohn muß dem Vater nachfolgen. Was folgt aber aus diesem Grundsatze? Dieses, daß ein Kind, dem man nicht gern die geringste Sache von Wichtigkeit eines Privathauses würde anvertrauet haben, dennoch die Angelegenheiten einer ganzen Provinz, und das allgemeine Beste in sei-

nen Händen hat. Man leidet dabey, man seufzet darüber, das Recht wird verkauft, und alle Gerechtigkeit lieget darnieder. Aber darnach fragt ein Vater wenig, wenn er nur den Schaden nicht davon empfindet, und dieser Sohn versorgt ist.

Man will seine Kinder versorget sehen, und, nach den Begriffen der Welt, vortheilhaft und glücklich versorget sehen; die einen in der Kirche, nebst aller Pracht der Welt, und die andern in der Welt, nebst aller Verschwendung des Heidenthums; die einen, wie sie sich mit dem Raube der Völker, und die andern, wie sie sich mit dem Erbtheile des Altars bereichert haben. Es ist genug, daß dieser junge Mensch der Jüngste seines Hauses sey, um nicht zu zweifeln, er werde eben deßwegen zu den wichtigen Verrichtungen eines Seelenhirten berufen werden. Wenn sich die Sachen änderten, so würde sich sein Beruf auch ändern; so lange er aber einen ältern Bruder haben

würde, so lange würde er auch bleiben und bestehen, und zwar, wie man spricht, deßwegen, weil es die Wohlfahrt der Familie erfordere, daß einer von beyden auf diese Art sein Glück mache. Lasset uns besser und einfacher reden, es geschieht deßwegen, weil die Absicht, die man dabey hat, darinnen besteht, daß sie mächtige, nicht aber christliche Familien machen mögen.

Bey einem Bündniße, vermög welchem sich zwo junge Personen durch das Band der Ehe miteinander vereinigen sollen, auf was siehet man hauptsächlich? Man erwäget, ob sowohl die eine als die andere Parthey ein anständiges Vermögen hat, ob sie von vornehmer Geburt, und von hohem Stande ist, ob man Ehre davon haben wird, wenn man sich mit dieser oder jener Familie verbindet, und ob man in der Welt einigen Nutzen davon haben wird. Sobald man in diesem Stücke alles, was man wünschet, antrifft, so bekümmert man sich nicht

mehr

mehr um den göttlichen Beruf, oder man setzet ihn vielmehr voraus, gleich als ob er mit dergleichen Vortheilen ganz unfehlbar verbunden wäre.

Man sagt, man verlange nicht die Kinder von dem geistlichen Stande gänzlich abzuziehen, sondern man wolle nur ihren Beruf prüfen; das ist, man wolle nur, zum Beyspiele, daß diese Tochter nicht blinder Weise handle; man wolle nur, daß sie wisse, was sie verlasse, und daß sie deßhalben die Welt sehe, und sie kenne, bevor sie ihr entsaget. So scheinbar, und dem Scheine nach so vernunftmäßig dieser Grundsatz immer ist, so ist er dennoch in der Ausübung sehr gefährlich, und oftmals in der Sache selbst schädlich. Denn wohin läuft diese Kenntniß der Welt, die man einer jungen Person beyzubringen verlanget, hinaus? sie besteht in dem, daß man ihr dasjenige, was ihr einen Geschmack für die Welt einflößen kann, sehen läßt, ohne ihr

zu gleicher Zeit dasjenige zu erkennen zu geben, was ihr einen Eckel vor der Welt machen kann: dergestalt, daß man ihr einerseits das Gift reichet, ohne ihr andrerseits Gegengift zu reichen.

Wenn man einer jungen Tochter die Heimlichkeiten der Herzen entdecken könnte; wenn man sie einen Zeugen von dem, was sich in dem Innersten der Familien zuträgt, machen, und ihr alle Mühseligkeiten, alle Verdrusse, alle Unfälle, von denen das falsche Glück der Welt begleitet wird, eröffnen könnte, wäre dieses für sie ein Verwahrungsmittel. Allein man führet sie in die Welt, man schmücket sie mit den Zierrathen der Welt, man läßt sie in die Gesellschaften der Welt gehen, man läßt sie an den verschiedenen Ergötzlichkeiten, an den Spielen, an den Schauspielen der Welt Theil nehmen. Sie nimmt vor ihr nur ein glänzendes und angenehmes Bild wahr, welches sie blendet, und ihr natürlicher

Wei-

Weise gefallen muß. Daher entsteht aus diesen zweyen Stücken eines: daß sie sich entweder von dem Reize einnehmen läßt, und der Gelegenheit unterliegt, oder daß sie wenigstens, wenn sie auf ihrem Entschlusse verharret, einen Begriff von der Welt mit sich hinweg trage, welcher zu nichts andern dienen wird, als sie in ihrer heiligen Einsamkeit zu beunruhigen. Was ist es nöthig, daß sie die Welt kenne, da Gott sie eben von der Welt hinwegnimmt, damit sie sie nicht könne?

Ist bey der Eintheilung der Stände, welche von blinden und von dem Geiste der Welt eingenommenen Aeltern gemacht wird, unter vielen Kindern, die eine Familie ausmachen, eines verächtlicher als die andern, so ist dieses allezeit dasjenige, für welches man die Ehrenstellen der Kirche bestimmet. Sieht es nicht wohl aus, oder ist es ungestaltet, oder hat es die Liebe der Aeltern nicht, so muß es einen Kirchendienst

bekommen, gleich als ob, wenn man zu allen übrigen Dingen die nöthigen Eigenschaften nicht besäße, dieses ein Beruf zu dem Hause Gottes wäre, und als ob die Altäre mit dem Abschaume der Welt müßten besetzet werden. Man widmet Gott keine Kinder lieber, als diejenigen, die an der väterlichen Wohlgewogenheit den wenigsten Antheil haben. Und wenn man glaubt, sie wären nicht im Stande die Ehre ihres Hauses zu behaupten; so hält man sie für geschickt, Diener Jesu Christi, und Haushalter seiner Geheimnisse zu seyn.

Wir leben nicht mehr in den Zeiten Abrahams, zu welchen es etwas seltenes war, daß die Aeltern ihre Kinder opferten. Nichts ist itzo gemeiner, als die Nachfolger dieses großen Patriarchen, man übertrifft ihn sogar täglich; denn anstatt, wie er, auf den Befehl des Himmels zu warten, kömmt man ihm zuvor. Man opfert Gott ein Kind, und man thut es ohne Beschwerniß, sogar

mit

mit Vergnügen; ja man opfert es, ohne daß es Gott befiehlt, und genehm hält. Aber nein, ich irre mich, diese mörderischen Väter sind nichts weniger, als Nachfolger Abrahams. Dieser heilige Mann wollte seinen Sohn Gott opfern; sie aber opfern ihre Kinder nur ihrem eigenen Glücke, und ihrer Habsucht auf. Dieser jüngere Sohn hat das Recht der Erstgeburt nicht; aber man giebt es ihm, ohne zu untersuchen, ob es Gott haben will, oder ob er es genehm hält. Dieser erstgebohrne Sohn hat nicht genugsame Naturgaben mit auf die Welt gebracht, und es mangelt ihm an gewissen Eigenschaften, die Ehre und den Ruhm seines Namens fortzusetzen; man denket ihn also zu erniedrigen, man läßt ihn die Stelle des jüngern, und diesen seine Stelle einnehmen; und zu dem Ende erpresset man eine gezwungene Einwilligung, man bedienet sich dabey der List und der Gewalt, der Schmeicheleyen und der Drohungen. Die Versorgung dieser Tochter

würde etwas kosten; es ist derowegen genug, um sie, ohne weitere Ursache, in das Kloster zu stecken. Sie hat aber keinen Beruf zu dieser Lebensart. Sie muß ihn haben, weil man sonst nichts mit ihr anzufangen weis. Gott will sie aber in diesem Stande nicht haben. Man muß voraussetzen, er wolle sie darinnen haben, und sich stellen, als ob er es wolle. Sie gesteht aber selbst, sie finde keine Lust daran. Sie wird diese Lust mit der Zeit, und wenn sie sich an dem rechten Orte befinden wird, schon bekommen. Indessen führet man dieses Opfer in den Tempel, an Händen und Füssen gebunden, ich will sagen, gezwungen und stumm, aus Furcht und Ehrerbiethung gegen einen Vater, den es allezeit hoch geschätzet hat. Mitten unter mancherley Ceremonien, die zwar für die Zuschauer, die sich dabey befinden, etwas angenehmes, für die Person aber, die sie angehen, etwas betrübtes sind, stellet man sie dem Priester dar, als ein Opfer, welches

ches Gott mißfällt, und ihn zur Rache reizet.

Wenn man die Kinder zwinget, sich in das Kloster zu begeben, so macht man sich nicht verbindlich, an ihrer Statt das Joch desselben über sich zu nehmen. Man führet sie bis in das Heiligthum; und hier leget man ihnen die ganze Last auf, ohne etwas von derselben für sich zu behalten. Wenn man diese Tochter ein Ehebündniß eingehen läßt, gegen welches sie eine Abneigung bey sich verspüret, so steht man ihr nicht für das Betragen dieses eigensinnigen und verdrießlichen Mannes gut, dessen Sklavinn sie vielleicht seyn wird. Es ist also eine Unbilligkeit, mit ihr auf eine solche Art umgehen zu wollen. Denn wenn sie gebunden seyn soll, ist es nicht billig, daß man ihr wenigstens die Macht überlasse, ihre Fesseln selbst zu erwählen?

Von

Von den Leidenschaften.

Die Natur bleibt bey dem Nothwendigen stehen. Die Vernunft verlanget das Nützliche und Ehrbare. Die Eigenliebe das Angenehme und Köstliche; aber die Leidenschaft das Ueberflüßige und Ausschweifende. Es ist eine von den gewöhnlichsten Verblendungen, welchen wir unterworfen sind, daß wir uns aus den Dingen, die uns gefallen, selbst eine Vollkommenheit machen. Alles was uns schmeichelt, ist gut und ehrbar; und alles was wir wollen, ist, sobald wir es wollen, heilig und vollkommen. Wenn man aber nach dieser Regel, ich will sagen, in Absicht auf unser Herz, davon urtheilen sollte, so würde ich vielmehr das Gegentheil behaupten, und sagen, das, was uns schmeichelt, ist dasjenige, was uns verderbet; und was wir nicht wollen, ist gemeiniglich das, was für uns heilig ist. Weil, wenn es auf den eige-

eigenen Willen ankömmt, welcher unser Wohlgefallen ausmacht, und keinen andern Wegweiser als unsere Leidenschaften hat, alles das, was wir nicht wollen, fast allezeit dasjenige ist, was wir wollen sollten, und was für uns das beste seyn würde.

Wir treffen Seelen an, die von Natur uneigennützig, von Natur sittsam und bescheiden, und von Natur von einer Begierde befreyet sind, welche die äußerlichen Güter und die Vortheile des Glücks zu ihrem Gegenstande macht. Wir finden aber keine, und es hat auch niemals einige gegeben, die von Natur wären geneigt gewesen, ihren Leidenschaften zu entsagen. So lange uns die irdischen Güter groß vorkommen, und wir sie auch dafür halten, so ist es uns gleichsam unmöglich, sie nicht zu lieben; und, indem wir sie lieben, sie nicht zum Gegenstande unserer heftigsten Leidenschaften zu machen. Was für eine vernünftige Ursache sich auch immer darwider

setzet,

setzet, was für ein Gesetz es uns auch immer verbietet, und was für eine Betrachtung des Gewissens und der Religion uns auch immer davon abziehet; so behält dennoch die sinnliche Begierde die Oberhand. Und da wir vom scheinbaren Glanze des Gutes, welches uns schmeichelt und verführet, eingenommen sind, so verschließen wir die Augen vor einer jedweden andern Betrachtung, damit wir einzig und allein den Reizungen unsrer betrüglichen Vorstellung folgen mögen. Widerstehen wir bisweilen, und erhalten wir einen Sieg über uns; so ist ein solcher Sieg, wegen der Mühe, die er uns kostet, ein gezwungener Sieg, die Leidenschaft bleibt allezeit, wer sie war. Und da wir in der irrigen Meynung stehen, diese Güter wären wirkliche Güter, die uns glücklich machen könnten; so erreget sie in uns eine außerordentliche Begierde, sie zu erlangen; eine unmäßige Freude, sie zu besitzen; und eine tödtliche Furcht, sie zu verlieren, weil sie uns unsre betrogene und ver-

kehrte Einbildungskraft als wirkliche und wesentliche Güter vorstellet, von welchen die vollkommene Glückseligkeit abhängt.

Wenig verlangen, und dasjenige, was man verlanget, mit geringer Begierde verlangen, dieses haben sogar die heydnischen Weltweisen selbsten gelehret, angerühmet, begierig und auf eine ehrsüchtige Weise gesuchet, aber niemals in die Ausübung gebracht. Es ist unmöglich, vieles zu verlangen, ohne die Ruhe, welche alles das, was man verlanget, weit übersteigt, zu verlieren. Aus dem Herzen eine Leidenschaft herausreißen, ist eine der allergrößten Unternehmungen, wo der Mensch die mehresten Kämpfe und Widersprüche erfährt: dieses ist einigermassen sich von sich selbsten herausreißen. Hieße aber dieses wohl leben, sagt man, wenn man in einen solchen Stand versetzet wäre? Nein, dieses hieße zwar nicht nach dem Fleische, aber es hieße nach dem Geiste Gottes leben.

Die Losreissung von den Ergötzlichkeiten und den Vortheilen, die der Natur so schwer ankömmt, ist in Ansehung unser nur eigentlich in sofern eine Strenge, als wir uns aus den Ergötzlichkeiten und Vortheilen Leidenschaften machen, welchen man Gewalt anthun muß, wenn man sie der Vernunft unterwerfen will. Und ob wir gleich uns selbst gar wenig kennen, so wissen wir dennoch zur Genüge, daß die Unterdrückung einer Leidenschaft, ohne daß wir sonst einen Vortheil davon haben, für uns ein weit beschwerlicheres Opfer ist, als die Aufopferung aller Vortheile der Welt, woran unsere Leidenschaft keinen Theil hat.

Eine Leidenschaft durch eine andere überwinden, die Rache durch den Eigennutz, den Eigennutz durch die Ergötzlichkeiten, und die Ergötzlichkeiten durch die Ehrsucht besiegen, dieses sind weltliche Tugenden und Siege, an welchen die Gnade keinen Theil hat. Die Leidenschaften verursachen unter

uns

uns tausenderley Ungerechtigkeiten, und Widersprüche ohne Ende; es mag nun entweder von einer seltsamen und wunderlichen Gemüthsart, oder von einem Stolze und einer falschen Ehre herkommen, die man darinnen sucht, daß man niemals nachgeben will; kurz, das Uebel mag herkommen, woven es nur will, so hat man seine besondern Begriffe, und will haben, sie sollen allenthalben gelten, und den Vorzug haben; man hat seinen Eigensinn, und verlanget, daß man sich in allen Stücken nach demselben richten soll. Weil wir nun nicht überall Leute antreffen, die sich nach unserm Eigensinne und nach unsern Vorstellungen richten wollen, und weil vielmehr ein jeder herrschen, sich Gehorsam verschaffen, und den Vorzug haben will, so entstehen daher die Streitigkeiten, die Zänkereyen, und die Kriege, die in dem Verstande ihren Anfang nehmen, und in dem Herzen ihre Endschaft erreichen; es entstehen daher die Erbitterungen, und eine bos-

hafte Entschließung, einander beständig zuwider zu seyn. Es ist genug, daß dieser so geredet hat, um einen andern anzutreiben, eine ganz andere Sprache zu führen. Es ist genug, daß dieser eine Sache hochschätzet, um einen andern zu bewegen, sie zu verwerfen und zu verdammen; gleich als ob man keine andere Regel und Richtschnur hätte, nach welcher man sich mit seinen Gedanken und Handlungen richten könnte, als eine blinde Hartnäckigkeit, sich nach niemanden zu richten, und mit niemanden übereinzustimmen.

Wer weis nicht, wie groß die Ausschweifungen einer Leidenschaft der Rache sind? Man hält sich alles für erlaubt, und beobachtet nicht das geringste Maaß. Bey dem falschen Begriffe, den man sich von einer Beleidigung macht, welche die Einbildungskraft vergrößert, und unsre Zärtlichkeit bis in das Unendliche zunehmen läßt, ist das, was man auch immer thut, dennoch

noch niemals zu viel. Für einen Streich versetzet man tausend andere. Statt eines einzigen Wortes stößet man unzählige Reden aus, die mit den ehrenrührigsten Schimpfworten angefüllet sind, und kein Ende nehmen. Um eines einzigen und geringen Versehens willen bringet man ganze Jahre, ja oftmals sein ganzes Leben zu, einem Menschen beständig zuwider zu seyn, ihm Verdruß zu machen, ihm allerley Hindernisse in den Weg zu legen, und, wenn es möglich ist, ihn auf das äußerste zu bringen, und zu unterdrücken. Warum? weil, da wir von einer Eigenliebe, die von keinen Gränzen etwas weis, verblendet sind, wir uns thörichter Weise in unsere vermeynten Rechte verlieben, und gar nicht an das wirkliche und gegründete Recht gedenken, welches Gott dem Nächsten übertragen hat.

Was sind diese aufrichtige, einfältige, offenherzige Geberden, die wir zuweilen annehmen, da wir mit dem Nächsten reden,

und ihm gewisse sehr unangenehme Wahrheiten vortragen? Verlangen wir hierdurch die Ermahnungen, die wir ihm mittheilen, zu lindern, und ihre Bitterkeit zu mäßigen, und sie ihm begreiflicher zu machen? Nichts weniger als dieses; sondern dieses ist vielmehr oftmals ein feineres, ein geschickteres Mittel, das uns unsere Bosheit eingiebt, um die Leidenschaft, die uns beseelet, da wir ihn beschimpfen und erniedrigen, zu beruhigen. Man sagt einer Person die härtesten und beißendsten Sachen mit der angenehmsten, und aufrichtigsten Art, wie es scheint; und man trägt ein Belieben ihr den Pfeil desto tiefer und empfindlicher in die Seele hinein zu stossen, je auf eine liebreichere und freundschaftlichere Art man es zu thun scheinet.

Von der Hoffart.

Es ist kein Laster, an welchem uns in dem Umgange mit der Welt mehr daran liegt, es wenigstens verborgen zu halten, wenn wir mit demselben behaftet sind, als die Hoffart, indem uns keines hassenswürdiger macht. Indessen kann man doch sagen, daß aus allen Lastern dieses vielleicht sich am natürlichsten von außen sehen läßt, und zu verbergen am härtesten fällt. Ein Mensch darf sich nur zeigen, man kennet ihn alsobald, und seine Hoffart hat in alle seine Handlungen einen Einfluß. Ohne daß er es wahrnimmt, und vermittelst der gefährlichsten Verführung entwischet der Hochmuth, der ihn einnimmt, so sichtbar er auch immer ist, dennoch seinen Augen, und entzieht sich seinem Kenntnisse, da er sich indessen den Augen des Publikums verräth, und alle Gemüther beleidiget. Was für eine Behutsamkeit man auch immer an-

wendet, und was für ein wachsames Aug man auch immer auf sich hat, so ist es dennoch in dem gemeinschaftlichen Leben sittlicher Weise nicht möglich, daß nicht tausend Ursachen, die wir nicht vorsehen, unser Herz beleidigen, und unsern Hochmuth verletzen. Nun aber von dem Augenblicke an, da sich der Hochmuth verletzet empfindet, geräth er in Verwirrung, und in dieser Unruhe, wo er sich befindet, bricht er aus, und hält keine Maaßregeln mehr. Die Ursache hiervon ist ganz natürlich: indem der Hochmuth die lebhafteste und empfindlichste Seite eines eiteln Herzens ist; so wenig man sie auch immer berühret, so erzwinget dennoch der Schmerz ein großes Geschrey: man sieht einen Menschen außer sich selbst kommen, sich erbittern, sich ereifern, man kennet ihn nicht mehr, und in der Ueberraschung, in der man sich befindet, fragt man, ob dieses jener Mensch sey, den man für so mäßig, so geduldig, so demüthig hielt.

Sich

Sich in der Verdemüthigung erniedrigen, hierinnen besteht die natürliche Ordnung: allein sich in der Erniedrigung selbsten erheben, und aufblasen, ist die größte Unordnung, in welche der Hochmuth gerathen kann. Es giebt Leute, die in einem niedrigen Stande leben, man denket nicht an sie, man befördert sie zu nichts. Sind sie aber deshalben weniger hochmüthig? Fern sey dieses, eben damals wird ihr Herz mehr aufgeblasen, eben damals werden sie hochmüthiger als jemals. Wenn sie zurücke bleiben, so geschieht es ihrem Vorgeben nach nur aus Ungerechtigkeit des Hofes, aus Unwissenheit des Publikums: wenn man ihnen glaubet, so ist alles in der Welt umgekehret, und zwar dieser einzigen Ursache wegen, weil man sie nicht befördert: es hat keine Belohnung der Tugend, kein Unterschied der Personen, keine Erkenntniß des Verdienstes mehr Platz. Was für eine zu heilen schwere Krankheit ist nicht der Hochmuth? die Erhebung nähret ihn, und die De-

Demüthigung, die ihn niederschlagen sollte, dienet oftmals nur, um ihn zu erwecken, und rege zu machen.

Es haben nicht alle Menschen einerley Rang, Vorzüge, Würden und Ehre; wer aber über andere erhoben ist, hat deswegen kein Recht, sie zu verachten, oder ihnen stolz zu begegnen. Außerdem, daß sich dergleichen stolze und verächtliche Mienen nur für eitle und schwache Seelen schicken, so ziehet ihnen nichts mehrern Neid zu, und nichts macht ihnen mehrern Verdruß, als eben dieses hochmüthige Betragen. Wenn man siehet, daß ein vornehmer Mann nicht stolz und hochmüthig ist, mit einem jeden wohl umgehet, und sich von seinem Glücke nicht blenden läßt; so suchet man ihn nicht zu demüthigen, macht keine heimlichen Anschläge wider ihn; wenn man aber ein stolzes und hochmüthiges Wesen an ihm wahrnimmt, und merket, daß er nur über andere herrschen will, so suchet man ihm bey aller Gelegenheit etwas zuwider zu thun, und ihn so tief herunter zu setzen, so hoch

er

er sich selbst vermittelst seines Hochmuths erheben will.

Sobald man über die andern eine Oberherrschaft hat, will man sie dieselbe empfinden lassen; man begegnet ihnen mit einem hochmüthigen Wesen, man redet mit ihnen in einem gebietherischen Tone, man erkläret sich in ihrer Gegenwart nur durch solche Ausdrücke, nur durch solche Geberden, die ein Ansehen verrathen: man hält sie in einer harten Unterwürfigkeit, und in einer knechtlichen Abhängigkeit; gleich als wollte man sich an ihnen über die Verdrusse, die man von Seiten der Herren, von welchen man abhängt, auszustehen hat, schadlos halten. Denn dieses lehret uns die Erfahrung täglich: Leute, welche sich vor jenen, die über sie erhaben sind, demüthigen, und bis zur Niederträchtigkeit erniedrigen, sind gebietherisch, und bis zur Unverschämtheit hochmüthig gegen jene, die unter ihrer Gewalt stehen.

Betrachte man nur diesen Menschen in einer Gesellschaft: wenn er redet, so spricht

er entweder als ein Herr, welcher mit oberherrlicher Gewalt befiehlt, oder als ein Richter, welcher mit Ansehen entscheidet, oder als ein Weltweiser, welcher denkwürdige Sprüche hervorbringt, oder als ein Lehrer, welcher lehret, und Unterrichte mittheilet. Er beschäfftiget allein die ganze Gesellschaft, und schließt einem jeden den Mund, der ihn auf einige Zeit unterbrechen, und seinerseits die Gelegenheit und die Zeit seine Meynung zu sagen, fodern wollte. Wenn er schon vermittelst einer ganz entgegen gesetzten Verfassung schweigt, und sich zuzuhören entschließt, so giebt dennoch die Aufmerksamkeit, die er bezeiget, nicht weniger zu erkennen, mit welchem Hochmuthe des Geistes, und mit welcher Verachtung er dasjenige, was andere sagen, anhöre. Seine gewöhnlichsten Antworten sind einige Zeichen mit dem Kopfe, ein spöttisches Lächeln, einige unterbrochene Worte, einige verdeckte, und geheimnißvolle Ausdrücke, als wenn er allein zu wichtigen Sachen geschaffen wä-

re,

re, als wenn ihm allein große Geschäffte oblägen, als wenn er allein die Geheimnisse derselben zu ergründen, und die Triebfedern auseinander zu wickeln wüßte; als wenn alles, was er höret, von keiner Wichtigkeit, und keiner Betrachtung würdig wäre, als wenn er es anzuhören sich nicht würdigte, und nur mit mitleidigen Augen ansähe. Schändlicher Hochmuth! über welchen ein kluger und mit Vernunft begabter Mensch an seiner statt schamroth wird; allein er erröthet über nichts, so thöricht ist er in sich selbsten verliebt, und so sehr ist er von seinen Vortheilen eingenommen.

In unsern Geschäfften, in unsern Aemtern, sogar in unsern Ergötzlichkeiten, und selbst in unsern stärksten Neigungen thun wir uns täglich Gewalt an. Betrifft es aber unsere Gesinnungen und besondere Meynungen, von welchen wir uns haben lassen einnehmen; besiehlt man uns, sie, aus bloßer Ehrfurcht gegen eine höhere Macht, abzulegen, und ihnen zu entsagen, alsdenn

ent-

entstehen in uns unzählige Widersprüche und Empörungen des Verstandes. Wovon rühret dieser Unterschied her, und woher kömmt es, daß wir in Ansehung aller übrigen Dinge so gelehrig, und in Ansehung dessen, was unsern Begriffen und Vorurtheilen zuwider ist, es gar so wenig sind? Es rühret daher, weil die Gelehrigkeit und das Nachgeben in allen übrigen Dingen gemeiniglich keinen Charakter der Demüthigung an sich hat, und vielmehr für Höflichkeit, und Gütigkeit gehalten wird; da hingegen, seine Gedanken mißbilligen, und sie fahren lassen, um sich an andere zu halten, die man uns anzunehmen, und uns nach ihnen zu richten nöthiget, einsehen und gestehen heißt, man habe sich betrogen, man habe sich geirret, man wäre nicht einsehend und unterrichtet genug gewesen, um sich selbst zu leiten und zu führen. Und eben dieses ist, was unser Stolz nicht ertragen kann.

Die-

Dieser Mensch spricht von sich in den eingezogensten und demüthigsten Ausdrücken; er verwirft alle Lobeserhebungen, die man ihm mittheilet: er verringert alle gute Eigenschaften, die man ihm zueignet; er scheinet über die Ehren, die man ihm erweißt, zu erröthen. Alles dieses dienet zur Erbauung. Allein bezeige nur ein anderer entweder durch ein Wort, oder durch eine Geberde eben diese Verachtung gegen seine Person, so kömmt er auf einmal außer sich selbst, sein Herz geräth in Bewegung, das Zornfeuer läßt sich in dem Gesichte sehen, er fängt an sich zu vertheidigen, und antwortet mit Bitterkeit. Welche Demuth, und welche Hoffart ist nicht hier beysammen! allein so entgegen gesetzet sie auch immer untereinander scheinen, ist es doch nicht hart beyde mitsammen zu vereinigen. Es ist nur eine auf den Schein eingerichtete Verdemüthigung, ja sogar eine Gattung der Ehre, wenn man von sich selbst sittsam spricht, und Verachtung gegen sich bezeiget; allein

sich

sich von andern verachtet sehen, dieses ist eine wahrhafte Verdemüthigung, und eben darum wird sie unerträglich.

Man beklaget sich, daß man von Gott nicht gewisse natürliche Gaben, welche in andern glänzen, und sie unterscheiden, empfangen habe, und man bestürzet sich darüber, wie man bisweilen vorgiebt, hauptsächlich darum, daß man aus Abgang der gehörigen Eigenschaften Gott nicht eben so, wie ihn andere verherrlichen, verherrlichen könne. Welche Verblendung! denn wenn wir das Innerste unsres Herzens genau erforschen, werden wir finden, daß dasjenige, was uns peiniget, eigentlich nur darinnen bestehe, weil wir, indem wir Gott gleich andern verherrlichen, uns selbst nicht verherrlichen können. Wie fein ist nicht unsere Hoffart! was hat sie nicht für Abwege uns zu überraschen! sogar in der Ehre Gottes treibt sie uns an, unsere eigene Ehre zu verlangen, und zu suchen.

Von dem Ehrgeize.

Es ist kein Stand vor dem Ehrgeize sicher, und sein Umfang ist so groß, als die Welt ist; doch werden die Ehrgeizigen besonders in den Palästen der Könige angetroffen. Hier machen sie die allergrößten und weitläuftigsten Entwürfe, hier lassen sie weit mehrere Triebfedern spielen; es ist aber auch hier weit schwerer, sie auf andere Gedanken zu bringen, und zu heilen. Es giebt Laster, die man ohne viele Mühe bestreiten kann, und welche sich von sich selbst zu Grunde richten; weil die Welt, so blind sie auch immer ist, doch noch allezeit Einsicht genug besitzt, die Schande derselben einzusehen, und genugsame Vernunft, sie zu verdammen. Anstatt aber, daß man bey Hofe aus dem Ehrgeize ein Laster machen sollte, so hält man ihn vielmehr für eine Tugend; oder wenn er ja daselbst für ein Laster angesehen wird, so wird er doch als

als das Laster großer Seelen betrachtet, und man will lieber die Laster großer Seelen, als die Tugenden der Einfältigen an sich haben.

Der Ehrgeiz schmeichelt sich mit einem vermeynten Eifer sein Amt zu verwalten, seine Rechte zu unterstützen, und über seinen Stand zu halten. Er geht noch weiter, und sieht bisweilen sein stolzes und hoffärtiges Betragen sogar als eine Pflicht an. Aber wenn es ein wahrer Eifer ist, warum entzündet sich dieser Eifer nur bey gewissen Gelegenheiten, und wenn es darauf ankömmt, daß man andere demüthigen, und sich über sie erheben will? Warum wird er bey allen übrigen Gelegenheiten so träge und so langsam? Warum sieht man ihn matt werden, ja gar verlöschen, sobald dem Ehrgeize Genüge geschehen ist? Soll man nur eine beschwerliche und mühsame Amtsverrichtung über sich nehmen, und ein bloßes Liebeswerk ausüben, das kein Auf-

sehen macht, so werden wir von diesem Eifer unser Amt zu verwalten, und unsern Stand zu behaupten, gar wenig beunruhiget; sollen wir aber jemanden den Vorzug streitig machen, sollen wir Ehrfurchtsbezeugungen von jemanden fordern, oder ihm ein Gesetz vorschreiben, o da erwachet er, und zeiget sich in seiner völligen Größe. Er war eingeschlafen, und er würde es auch in Ansehung einer jedweden andern Sache noch seyn; es ermuntert und erwecket ihn aber weiter nichts, als diese Ehrbegierde. Heißt nun das sein Amt verwalten, wenn man sein Joch denen, die es tragen sollen, verdrüßlich, beschwerlich, und fast unerträglich macht, und wenn man alle Ordnung über einen Haufen wirft, indem man sie herstellen, und gar zu genau beobachtet wissen will? Heißt dieses nicht vielmehr aus der bloßen Eifersucht zu herrschen sich eine Tugend und Gerechtigkeit machen?

Man betrachtet oftmals die höchsten Ehrenstellen nicht anders, als nach der Hochachtung und Ehrerbiethung, die sie verschaffen, aber nicht nach der Arbeit, die davon unzertrennlich seyn soll. Man vergißt, daß man Vater und Hirte ist, und erinnert sich nur, daß man Herr ist. Man empfindet ein heimliches Vergnügen, wenn man diese nicht kann aufkommen lassen: man rühmet sich, als ob man was wichtiges ausgeführet, daß man jene gedemüthiget hat, man prahlet, und weis sich viel damit. Es soll sich alles biegen und unterwerfen, sobald man nur ein Wort gesaget hat; oftmals aber weigert man sich, sich selbst einer höhern Macht zu unterwerfen, unter der man doch steht, und sich unter eine rechtmäßige Gewalt und Herrschaft zu schmiegen. Wenn man eine gleiche Macht und Gewalt hätte, so würde man sie wohl zu gebrauchen und auszuüben wissen; weil man ihr aber unterworfen ist, so will man sie nicht mehr erkennen.

Der

Der Ehrgeizige, der von sich selbst eingenommen ist, schmeichelt sich, er werde allem demjenigen vorstehen können, was ihn, wie er glaubt, erheben kann. Nach den verschiedenen Umständen, in welchen er sich befindet, glaubt er, er habe Kräft genug, die wichtigsten Verrichtungen über sich zu nehmen; Verstand genug, die kützlichsten Sachen auszuführen; Redlichkeit genug, öffentliche Angelegenheiten auszumachen; Geschicklichkeit und Klugheit genug, wenn es von ihm verlanget würde, Königen zu rathen. Er sieht kein Amt, und keine Verrichtung, die ihm zu hoch ist, keine Belohnung, die ihm nicht gebühret, und keine Gunst und Gewogenheit, die er nicht verdienet. Mit einem Worte, der Ehrgeizige ist ein Mensch, der keiner Sache entsaget, und welcher sich von nichts ausschließet; er trachtet nach allem, und bewirbt sich um alles, folglich hält er sich zu allem geschickt: er setzet seinem Glücke und seinen Wünschen keine Gränzen, folglich setzet er auch der

Meynung, die er von seinem Verdienste, und von seiner Person hat, keine.

Wenn der Ehrgeiz das Ziel seiner Hoffnung einmal erreichet hat, und sich in dem Besitze desjenigen, wornach er strebet, befindet, wie gebrauchet, oder wie mißbrauchet und entweihet er nicht vielmehr alsdenn die Größe? Wie stolz und hoffärtig ist nicht ein Ehrgeiziger, der sich seines Glückes bedienet, niemanden mehr zu schonen; einem jeden, der unter ihm stehet, verächtlich zu begegnen; Ehrerbiethung und Anbethung von ihm zu erwarten; zu verlangen, daß sich alles unter seine Macht und Gewalt beuget, und ganz allein alles entscheiden, und alles anordnen zu wollen, und eine gebietherische und unabhängige Miene anzunehmen! Welcher Härte bedienet er sich nicht, seine Rechte geltend zu machen; dasjenige auf eine gebietherische Weise zu verlangen, was ihm, wie er glaubt, gebühret, und das, was ihm nicht gebühret, auf

eben

eben solche Weise zu erzwingen; seine Rache auszuüben, die Kleinen zu unterdrücken, die Großen zu demüthigen, und ihrer zu spotten! Wie undankbar ist er sogar gegen diejenigen, die ihm die wichtigsten Dienste geleistet haben, und welchen er vielleicht alles, was er ist, zu danken hat, indem er sich zu hoch dünket, sich nunmehro bis zu ihnen herunter zu lassen, und ihrer gänzlich vergißt! Wenn ein Favorit nur eine Stunde glücklich ist, so wird er darüber eine Freundschaft vergessen, welche dreyßig Jahre gedauert hat. In was für einem herrlichen und prächtigen Aufzuge wird er nicht erscheinen, aller Augen zu blenden, ihre Blicke auf sich zu richten, und über seinen Ursprung einen Glanz auszubreiten, der seine Niedrigkeit erhebet, und seine Dunkelheit vertreibet?

Nach der von der Vorsehung gemachten Ordnung sollen die Ehrenstellen getheilet seyn, und es giebt sogar einige, die sich schlechterdings nicht miteinander vertragen.

Aber ein Ehrgeiziger ist weit über diese Ordnung hinweg, und was bey andern nicht beysammen stehen kann, das kann bey ihm gar wohl beysammen stehen; was viele andere, die weit geschickter als er sind, nicht würden ausrichten können, das wird er allein ausrichten. Er kann alles, und alles auf einmal; und weil er, bey so vielen auf einmal zusammenkommenden Verrichtungen, zu einer Zeit an verschiedenen Orten würde seyn müssen, so kann er vermög eines Wunders, welches er seinem Ehrgeize zu danken hat, zu einer Zeit hier und auch dort seyn; oder er kann, ohne sich von einem Orte hinwegzubegeben, hier das thun, was nur dort geschehen soll.

Der ehrgeizige Mensch, um seine Leidenschaft zu unterhalten, oder ihr vielmehr genug zu thun, verbindet mit ihr die Bosheit, die Ungerechtigkeit, und die Treulosigkeit. Aus einer Begierde, alles zu haben, undvor einem jeden den Vorzug zu

erhalten, kann er nicht leiden, daß man jemanden Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Selbst seine Anverwandte und Freunde macht er zu seinen Nebenbuhlern, und hernach zu seinen heimlichen Feinden; aus einer verborgenen Treulosigkeit zernichtet er ihr Vorhaben, damit das seinige gelingen möge; durch Gewaltthätigkeiten, welche einzig und allein durch das Ansehen gerechtfertiget werden, zieht er dasjenige unrechtmäßiger Weise an sich, was ihnen von Rechtswegen gehören würde; er betrachtet das Unglück und den Untergang eines andern als einen Vortheil für sich, und hilft boshafter Weise selbsten dazu. Zu dem Ende setzet er alle Triebfedern einer unseligen Politik in Bewegung, indem er dasjenige, was wirklich ist, verheelet; das, was nicht ist, erdichtet und für wahr ausgiebt: das Böse groß, und das Gute klein machet: und in Ermanglung alles übrigen seine Zuflucht zur Lüge und Verleumdung nimmt, um, wenn es möglich ist, diejenigen auf die Seite zu schaf-

schaffen, welche, ohne es sogar zu wollen, seinem Ehrgeize im Wege stehen, weil sie ein Verdienst haben, dessen sie sich nicht entledigen können, und welches das einzige ist, was ihn aufbringet. Zu eben der Zeit, da er es in Ansehung anderer so machet, um zu verhindern, daß sie sich nicht über ihn erheben, kömmt es ihm unerträglich vor, daß es sich andere nur in die Gedanken kommen lassen, sich den Absichten zu widersetzen, die er heget, sich über sie zu erheben; so wenig sie es auch nur immer thun, wirft er eine Todtfeindschaft, und einen unversöhnlichen Haß auf sie. Alle diese Fehler, es ist wahr, sind nur zufällige Dinge seiner Leidenschaft, aber solche zufällige Dinge, die beynahe unzertrennlich, und schlimmer als die Sache selbst sind.

Der Ehrgeiz ist auch von den geistlichen Häusern nicht ganz und gar verbannet; sondern er erhält, und ernährt sich sogar in der Dunkelheit der Einsamkeit, und

gleich-

gleichsam in dem Schooße der Demuth. Man will etwas seyn, obschon man bey seiner Absonderung von der Welt betheuert hat, daß man auf nichts mehr einen Anspruch mache, daher geschieht es, daß man sich von dem eiteln Glanze der Obergewalt leichtlich hinreißen läßt. Allein was für ein Mittel dahin zu gelangen, und wie soll man es anstellen? Es geschieht zwar selten, daß man öffentlich darnach strebe, und seine Begierde darnach bezeige; man trägt im Gegentheile viele Sorge, sie zu verbergen, und befleißt sich in allen seinen Worten, und in seinem ganzen Betragen eine vollkommene Gleichgültigkeit, und sogar eine Art der Abneigung hierüber zu bezeigen. Man bedienet sich, da man von sich selbsten redet, der eingezogensten Ausdrücken, man erkennet seine geringe Fähigkeit, und seine Unwürdigkeit: allein dieß sind nichts als Reden, und mit diesen schönen Reden ist das Verlangen, das man in dem Herzen hat, so verborgen es auch immer ist, nicht we-

niger lebhaft. Man verbirgt es, allein es wirket, und setzet uns in Bewegung. Man bereitet nach und nach die Gemüther, die Parthey entsteht, und eine zieht die andere an sich. Indessen nähert sich eine Wahl, damals muß man seine Aufmerksamkeit verdoppeln, und sich freundlicher und dienstwilliger als jemals, gegen die ganze Welt, besonders gegen die Freunde bezeigen. Endlich bricht der Tag an, wo sich die Gemeinde versammelt, und wo man den Ausspruch thun muß. Die Stimmen werden gesammelt, die Mehrheit der Stimmen erhält die Oberhand, der Vorsteher ist erwählt, er ist mit seinem Schicksale ungemein zufrieden, und will sich vielleicht noch dazu überreden, daß Gott ihn erwählet, und daß er hiezu auf keinerley Weise etwas beygetragen habe.

Wenn man sich nicht recht wohl in Acht nimmt, so unterhält man in dem Kloster bisweilen eben denselben Ehrgeiz, den man

in

in der Welt würde gehabt haben, und es ist nur ein Unterschied unter den Gegenständen. Man setzt sich in den Kopf, zu diesem oder jenem Amte zu gelangen, man hat dazu Patrone und Stimmen vonnöthen; deßwegen erdenket man allerley listige Ränke, damit man zu seinem Zwecke gelangen möge, daher entstehen die Eifersuchten und der Verdruß, wenn man ihn nicht erreichet, daher rühret das hämische Frolocken, welches andere aufbringet und erbittert, wenn man den Vorzug vor ihnen hat. Dieses ist genug, in einem ganzen Hause Uneinigkeit anzurichten. Die einen billigen, und die andern mißbilligen es. Die Gemüther werden erhitzt, und man hat es nur mehr als zu oft gesehen, daß auf diese Art aus Kleinigkeiten und nichtsbedeutenden Dingen ernsthafte Sachen geworden sind, die ganze Ordenshäuser zu Grunde gerichtet haben. Sehet da, selbst in dem Ordensstande, das Bild der Welt vollkommen entworfen!

Ein Ehrgeiziger will immer höher steigen, und dieses ist gerade dasjenige, was der Einigkeit zuwider läuft, und sie gänzlich zerstöhret; denn es mangelt ihm nicht an Mitwerbern. Wie sieht er sie an, und wie wird er von ihnen angesehen? Sind es nicht diese unglücklichen Mitbewerbungen, welche das Mißtrauen, den Haß, und die ewigen Feindschaften in den Familien unterhalten? Mitbewerbungen, nicht nur unter ganzen Häusern, sondern auch unter Privatpersonen; nicht nur unter den Großen, sondern auch unter den Kleinen; nicht nur unter den Weltlichen, sondern auch unter den Geistlichen und Ordensleuten, wo man mit Bedaurung sehen muß, wie man sich zanket, der erste und vornehmste Diener in dem Hause Gottes zu seyn.

Wie blind ist nicht ein Mensch, der seinem Ursprunge nach die Niedrigkeit selbst ist, wenn er sich mit aller Gewalt erheben und groß machen will; oder wenn er,

da er keine Hoffnung hat es zu werden, es dennoch wenigstens zu seyn scheinen will, und deßwegen das Aeußerliche und die Gestalt davon an sich nimmt! wie blind ist er nicht, daß er beständig nach dem, was er nicht hat, trachtet, und mit dem, was er hat, niemals zufrieden ist; daß er seine Glückseligkeit darinnen suchet, dasjenige zu seyn, was er noch nicht ist, und oftmals darinnen, was er niemals werden wird; und daß er vor dem, was er ist, einen beständigen Eckel und Abscheu heget; daß er sich ein Vergnügen macht, sich mit Sorgen so zu überladen, daß sie ihn fast zu Boden drücken, und sich diese Unterdrückung noch zur Ehre rechnet! Dieß ist eben die große Thorheit, worauf der Ehrgeiz hinausläuft, und die Absicht, die er zu erreichen sucht.

Der Ehrgeiz zeiget einem Menschen, als das Ziel seiner Bemühungen, einen glücklichen Zustand, in welchem er nichts mehr

wird zu wünschen haben, weil alle seine Wünsche werden erfüllet seyn; und wo er ein Vergnügen schmecken wird, das für ihn das angenehmste ist, und von welchem er auf das empfindlichste gerühret wird: nämlich das Vergnügen zu herrschen, zu befehlen, Streitigkeiten beyzulegen, und Gnaden auszutheilen, in einer hohen Ehrenstelle sich in seinem Glanze zu zeigen, und sich darinnen fürchten, hochschätzen und verehren zu lassen. Alles dieses zusammen macht ihm den angenehmsten Begriff, und mahlet seiner Einbildungskraft einen solchen Gegenstand vor, der mit den Wünschen seines Herzens am meisten übereinkömmt. Im Grunde aber ist es weiter nichts, als eine Abbildung und Vorstellung, und dieses ist das Gegründete alles, was es an sich hat. Man muß nämlich, wenn man eine einzige Leidenschaft vergnügen will, als da ist die Leidenschaft sich in diesen oder jenen Stand zu erheben, sich in Gefahr setzen, ein Raub aller übrigen Leidenschaften zu werden.

Von den Reichthumen.

Gehen wir die Häuser und Familien durch, die sich durch den Reichthum und ein großes Vermögen von andern unterscheiden, ich meyne diejenigen, die sich vor andern einbilden, sie befänden sich in guten Umständen; wir werden bey sehr vielen unter ihnen sowohl eine unrechtmäßige Erbfolge, als eine unrechtmäßige Erbschaft erblicken; wo zum Beyspiele die Treulosigkeit eines Vaters der Grund von dem Glücke eines Sohnes gewesen, ja wo derjenige, welcher heut zu Tage für einen billigen und gerechten Mann, und für einen rechtmäßigen Besitzer dessen, was ihm seine Vorfahren hinterlassen haben, gehalten wird, mit ihren Sünden und Ungerechtigkeiten eben so beschweret ist, als er mit ihren Gütern und Schätzen auf eine sehr gute und vortheilhafte Art versehen ist.

Durch ein langes Sparen, oder durch ein unabläßiges Arbeiten reich werden, war der alte Weg, den man in den ersten einfältigen Zeiten gieng; aber in unsern Tagen hat man kurze und weit bequemere Wege entdecket. Eine gewisse Verrichtung, die man über sich nimmt; eine Nachricht, die man ertheilet; eine Parthey, die man ergreift, sind dasjenige, dessen sich die Begierde, und die Ungeduld etwas vor sich zu bringen, bedienet haben. Und auf diese Art bekömmt man in wenig Jahren und Monathen eine ganz andere Gestalt, man erhebt sich aus dem Staube, in welchem man bisher kroch, bis zu dem höchsten Gipfel hinauf.

Bey der Unabhängigkeit, in welcher sich der Reiche der Welt befindet, und bey dem Zustande, in welchen ihn sein Glück setzet, des Beystandes und der Hülfe anderer entbehren zu können, lebt er nur allein für sich. Gesprächigkeit, Freundlichkeit, Gedult und

und Ehrerbiethung sind Namen, die ihm nicht bekannt sind, weil sie Tugenden ausdrücken, die er nicht ausübet, und ohne welche er leben kann. Da die Eigenliebe die einzige Triebfeder seiner Handlungen ist, und da er niemals aus Dürftigkeit und Nothwendigkeit demüthig ist, so ist er es auch niemals aus Schuldigkeit und Gottesfurcht.

Der Reichthum macht stolz und hoffärtig, und es ist nichts seltener, als ein Mensch, der bey dem Ueberfluße demüthig und im Glücke bescheiden ist. Der Glanz, der einen Reichen der Welt umgiebt; die Pracht und Herrlichkeit, in welcher er sich öffentlich sehen läßt; das Ansehen, in welchem er stehet; die Macht und Gewalt alles zu unternehmen und zu thun; die Ehre, die ihm andere gemeine Leute erweisen; die Ehrfurchtsbezeigungen, die Demüthigungen, und, wenn ich es sagen darf, die Anbethungen, alles dieses verblendet ihn dergestalt, daß er sich selbst nicht mehr kennet,

und sich bey seinen eitlen Gedanken und Vorstellungen ganz vergißt. Denn er macht sich ein vermeyntes Verdienst aus seinem Ueberfluße, er bildet sich ein, es gebühre ihm alles, er will von niemand abhängen, sondern vielmehr haben, man soll von ihm abhängen. Er affectirt eine gewisse Größe, die denen, so sich ihr aus Noth unterwerfen müssen, um so viel beschwerlicher ist, je mehr sie gemeiniglich nur auf die Ungerechtigkeit gebauet, und eine Frucht seiner Pressungen und seines Wuchers ist.

Ein Reicher würde gar sehr gedemüthiget werden, wenn er untersuchen und bedenken wollte, was diese Diener und vermeynten Freunde, derer er sich rühmet, für Leute sind. Es sind Freunde und Diener, die sich bloß von dem Eigennutze leiten lassen; und welche, weil sie nur sein Glück lieben, oftmals seine Person verachten, und in geheim hassen. Aber der Stolz, der sich auf eine sehr sinnreiche Art zu hintergehen

weis,

weis wendet auch dieses zu seinem Vortheile an, und macht sich, wo nicht ein Vergnügen, dennoch wenigstens eine Ehre daraus, unter diesen sogenannten Freunden viel eigennützige und gewinnsüchtige Leute, und viel Sklaven zu haben. Weis er sich nicht beliebt zu machen, so weis er sich doch furchtbar zu machen. Man mag ihn nun entweder lieben oder hassen, so ist es ihm doch allemal ein Vergnügen, zu sehen, daß man ihn muß zu schonen suchen. Daher kömmt es, daß ein Reicher eben deßwegen, weil er reich ist, ein Recht zu haben vermeynet, verdrüßlich, ungnädig, veränderlich, ungeduldig und zornig zu werden. Er vermeynet ein Recht zu haben, die einen zu verachten, die andern vor den Kopf zu stossen, allen aber unerträglich zu seyn. Wenn er arm wäre, so würde er gute Worte ausgeben; weil er aber vieles Vermögen hat, so redet er niemals anders, als aus einem hohen Tone.

Wenn einmal die Liebe des Reichthums zu herrschen anfängt, so weis man von keiner Freundschaft, von keiner Treue, und von keiner Menschlichkeit mehr. Man vergißt alle Pflichten, man wird der schändlichsten Niederträchtigkeiten gewohnt, man bekömmt ein ehernes Herz, welches den lebhaftesten Bissen des Gewissens und der Ehre widerstehen kann. Dieses sind die Wirkungen, welche eine so schändliche Leidenschaft täglich in uns hervorbringt. Sie macht uns nicht nur bey dem Elende, sondern auch bey dem Untergange des Nächsten hart und unempfindlich. Sie stürzet uns in eine Blindheit, die um so viel strafbarer ist, je vorsetzlicher sie ist, und je mehr wir sie lieben. Sie verleitet uns zu Unanständigkeiten, die uns immer und ewig mit Schimpf und Schande bedecken würden, wenn, indem sie uns dieselben einflößet, sie uns nicht die Kunst lehrete, uns ihrer nicht zu schämen.

Die Reichen und Begüterten in der Welt sind es, die ihre vermeynte Zärtlichkeit gar zu weit treiben; gleich als ob der Ueberfluß, worinnen sie leben, ihre Kräfte schwächete, und als ob sie bey allem demjenigen, was dem Leibe angenehm seyn, und ihn erhalten kann, schlechterdings nicht im Stande wären, dasjenige zu ertragen, was andere in weit schlechtern und mühseligern Umständen standhaft und treulich ertragen. Wenn die Diener der Kirche, welchen ihre Gesetze und die Beobachtungen derselben anvertrauet sind, dießfalls eine ernstliche Untersuchung anstellen wollen, so hält man sie für unverständige und unbescheidene Leute, die gar schlecht zu leben wissen.

Von dem Neide.

Der Neid verhüllet uns die Augen, und verbreitet über das Verdienst des andern eine Wolke, die es verfinstert. Die Bosheit unsers Herzens malet uns die meisten Gegenstände mit falschen Farben ab, sie verringert oder vergrößert sie, nach dem sie unsern Neigungen entweder angemessen oder entgegengesetzet sind. Da wir von Natur über unsere eigene Größe eifersüchtig sind, so haben wir auch eine weit größere Neigung, den Nächsten in unsern Gedanken zu erniedrigen, als ihn zu erheben. Denn wenn wir uns von unserm Nächsten eine so vortheilhafte Abschilderung, als sie beschaffen seyn sollte, machen, und alle seine guten Eigenschaften, alle seine Tugenden erkennen wollten, würde es eben so viel seyn, als ihn mit uns gleich machen, oder ihm wohl gar in unserm Verstande den Vorzug über uns geben, und hiezu sind wir nicht

nicht geneigt. Was thun wir also? Wir beurtheilen uns selbsten mit aller möglichen Nachsicht, den Nächsten aber beurtheilen wir mit der äußersten Strenge. Was wir in ihm immer Gutes wahrnehmen, stellen wir uns unter solchen Bildern vor, die es verändern und schwächen; und was sich immer übels, oder unvollkommenes in unserm Nächsten befinden kann, das vermehren, vergrößern und übertreiben wir.

Der Neidige, wenn ihn alle Dinge wider seinen Willen seiner Unfähigkeit, und seiner Unvermögenheit augenscheinlich überzeugen, nimmt seine Zuflucht dahin, daß er sich überredet, daß er sie mit andern gemein habe. Ein schlechter Redner räumet es hart ein, daß es gute gebe: er wird leicht zulassen, daß es deren vormals gegeben habe, weil er sich mit diesen vormaligen in keine Klasse setzet. Er wird sie sogar als unnachahmliche Muster erheben; er wird sich nach ihnen sehnen; er wird sich hierüber in den herrlich-

sten Ausdrücken erklären. Aber warum? geschieht es deßhalben, weil er sich den Ruhm dieser Verstorbenen angelegen seyn läßt? nein gewiß nicht; sondern er möchte zu einem schändlichen Troste seines Neides, durch die Erhebung des Verdienstes der Verstorbenen, das Verdienst der Lebendigen verdunkeln und herabsetzen.

Dieser Mensch ist mit sich immer zufrieden, und sollte ihm auch nichts gelungen haben, so überredet er sich dennoch allezeit, daß er den besten Ausschlag gehabt habe. Warum suchen wir ihn von seinem Irrthume abzuziehen, da er ihn zufrieden stellet, und Niemanden einen Schaden verursachet? Es treibt uns nämlich eine heimliche Bosheit, eine Art des Neides an, ihn zu demüthigen, und ihm jenen Begriff, von dem er sich zu seiner Ruhe hat einnehmen lassen, zu benehmen. Denn tausend Menschen sind also bestellet; sie sind nicht allein eifersüchtig wegen des gründli-

chen

chen und wahren Ruhmes, den man in der Welt hat, sondern sie sind noch über dieß vermög einer allzug oßen Zärtlichkeit ihres Hochmuthes einigermassen eifersüchtig wegen der guten, obschon übelgegründeten Meynung, die ein Mensch von sich selbst hat.

Es giebt tugendhafte Nacheiferungen, es giebt aber auch Streit und Eifersucht, und statt einer rechtmäßigen Nacheiferung werden hundert strafbare gefunden. Lasset uns unsern Neid niemals unter dem Vorwande der Gottesfurcht ausüben, oder lasset uns vielmehr die Gottesfurcht niemals zur Ausübung unserer niederträchtigsten Leidenschaft gebrauchen, welche der Neid ist. Diese Heucheley ist die erste Triebfeder der Zusammenverschwörung wider den Heiland gewesen. Der Neid würde sich ganz allein niemals unterstanden haben, ihn anzugreifen: die Religion allein würde nur Ehrerbiethung gegen ihn gehabt haben; weil aber

der Neid von der Religion unterstützet, und die Religion von dem Neide verderbet wurde, so beförderte dieses seinen Tod.

Es steht fast nicht in unserer Gewalt, vortheilhafte Gesinnungen gegen diejenigen zu hegen, die nach eben den Ehrenstellen trachten, nach welchen wir streben; gegen diejenigen, die im Stande sind, uns dieselben streitig zu machen, und noch weit weniger gegen diejenigen, die sie erhalten, und die man uns vorzieht. Der Neid ist gleichsam eine Wolke, die sich zwischen ihnen und uns befindet, und welche unsere Vernunft nicht zerstreuen kann. Wir urtheilen von allem demjenigen, was entweder über, oder unter uns ist, auf eine billige Weise, ich will sagen, von denen, die entweder wegen ihrer Hoheit, oder wegen ihrer Niedrigkeit, unsern Unternehmungen keinen Schaden zufügen können. Aber von denen, die deßwegen unsere Feinde sind, weil sie sich nebst uns um einerley Sache be-

bewerben, urtheilen wir auf eine recht erbärmliche Weise.

Von der Schmeicheley.

Wir sehen täglich, daß die Kanzel, welche der Stuhl der Wahrheit ist, den weltlichsten Schmeicheleyen zu einem Schauplatze dienet. Anstatt der christlichen Reden, die man ehemals bey Leichenbegängnissen zur Erbauung der Lebenden hielt, hält man heut zu Tage Lobreden, in welchen man sich aus eigener Macht erkühnet, die Verstorbenen unter die Zahl der Heiligen zu versetzen. Lobreden, in welchen die feigsten Seelen, ohne Bedenken, in Helden; die schlechtesten Leute in seltene Köpfe; und was noch schändlicher ist, Sünder in Fromme und Heilige verwandelt werden. Dieß sind die Wirkungen dieser Leidenschaft, die solchen Menschen, die nur nach Ehre trachten, etwas so natürliches ist. Aber ist es nicht

nicht eine widersprechende Sache, daß bey dem allen dergleichen Leute, die so ehrbegierig und so eitel sind, nicht aufhören zu betheuren, sie hätten vor nichts einen so großen Abscheu, als wenn sie hintergangen würden? Und in Wahrheit, man will zwar nicht hintergangen werden; man will aber zu gleicher Zeit alles, was man nur wollen muß, um es zu seyn. Denn man will nicht hintergangen werden; und dennoch will man gelobet, geschmeichelt, und bewundert werden, gleich als ob das eine ohne das andere geschehen könnte. Man liebet zwar den Betrug nicht; man liebet aber den Beyfall, welcher die Materie des Betrugs ist. Wir verlangen von unsern Freunden eine Treue; allein wir wollen haben, ich weis aber nicht, ob mit Recht oder mit Unrecht, es soll ein Theil von ihrer Treue darinnen bestehen, daß sie uns bisweilen nicht gar zu treu sind.

Was ist, eigentlich zu reden, der itzo so sündliche Gebrauch der Lobreden und öffentlichen Danksagungen, in welchen, unter dem Vorwande der Beredsamkeit, die Lügen und die Schmeicheley ungescheut über die Wahrheit siegen? Was sind die Zueignungsschriften, die man einem Buche vorsetzet, worinnen die schlechtesten Verdienste, blos nach den Einfällen eines Schriftstellers, mit den größten in Vergleichung gestellet, und in welchen die mittelmäßigsten Tugenden den erhabensten und vorzüglichsten gleich geachtet werden; wo keine Privatperson zu finden ist, die nicht den Staat regieren sollte, und kein Prälat, der nicht würdig wäre, den Purpur zu tragen? Was ist alles dieses anders, als oftmals eine gewinnsüchtige Verkaufung ausschweifender und zu weit getriebener Lobeserhebungen, mit welchen man die Menschen einnimmt? Man weis zwar wohl, daß man hier allenthalben nichts weniger als die Wahrheit suchen müsse; indessen bildet man sich, vermög eines

nes Verderbnißes der Eigenliebe, welche sich alles zu Nutze zu machen weis, gar leicht ein, es wäre in diesen Dingen doch wenigstens einiger Schein und Grund der Wahrheit zu finden. Denn diese Tugend ist bey den Menschen so sehr beliebt, daß diejenigen, die etwas ganz anders als sie lieben, schlechterdings haben wollen, dasjenige was sie lieben, solle die Wahrheit selbst seyn.

Was sind die mehresten Lobeserhebungen nach der Sprache der Welt? Es sind verbindliche Lügen, dienstfertige Vergrößerungen, zu weit getriebene Zeugnisse einer scheinbaren Hochachtung, welche ihren Grund weder in der Vernunft, noch in dem Herzen hat; oftmals offenbare Unwahrheiten, die aber mit dem Mantel der Höflichkeit bedecket sind; scheinbare und ehrenvolle Ausdrücke, die aber nichts bedeuten, mit einem Worte, Betrügereyen, deren sich die Menschen gegeneinander bedienen, und woran sich

ihre

ihre Eitelkeit ergötzet. Betrügereyen, sage ich, die entweder von einem falschen Wohlstande, oder von einer niederträchtigen Höflichkeit, oder von einem schändlichen Eigennutze sind eingeführet worden.

Man sagt uns dasjenige von uns vor, was wir seyn sollten; aber nicht, was wir sind. Und weil wir uns nur gar zu leicht in den uns gelegten Fallstrick verwickeln lassen, so bilden wir uns ein, wir wären wirklich so beschaffen, als uns die Schmeicheley abschildert, und uns selbst vorstellet. Man macht uns Abschilderungen von unsern Personen, an welchen uns alles gefällt, und wir zweifeln nicht im geringsten, daß sie nicht natürlich wären. Man sagt uns Lobeserhebungen vor, welche aber nichts, als Complimente und verblümte Reden sind, die wir aber nach den Buchstaben nehmen. Man lobet sogar unsere Laster und Leidenschaften, und wir tragen hernach kein Bedenken, sie für Tugenden anzusehen. Daher

her geschieht es nun täglich, daß ein sonst gar bescheidener Mensch, und welcher, wenn er sich kennete, demüthig seyn würde, nachdem er sich von diesen nichtigen Schmeicheleyen hat einnehmen lassen, sich einbildet, er besäße wirklich Verdienste, da er doch keine hat. Er danket Gott für unzählige ihm erwiesene Gnade, die er ihm doch niemals hat erweisen wollen. Er findet Geschicklichkeiten an sich, die er nicht erhalten hat. Er schreibt sich Dinge zu, die ihm niemand einräumet, und wünschet sich ingeheim Glück, da man ihn doch offenbar verachtet.

Es wäre oftmals zu wünschen, daß man uns die Wahrheiten, die uns zum Ruhme gereichen, nicht entdecket hätte, und daß sie in Ansehung unsrer in das Stillschweigen, und die Dunkelheit begraben worden wären. Wie viel Menschen sind nicht durch die Kenntniß ihrer eigenen Verdienste vergiftet worden? Wie viel Gestirne sind nicht

durch

durch ihr eigenes Licht verdunkelt worden, weil sie dasselbe gar zu stark auf sich zurücke geworfen haben? Dieser würde ein vollkommener Mann gewesen seyn, wenn er niemals wahrgenommen hätte, daß er Eigenschaften und Geschicklichkeiten, es zu seyn, besäße. Diese Kenntniß, die man ihm von seinem Verdienste beygebracht, hat ihn verblendet. Man hat ihm nichts als die Wahrheit gesagt; und indem man ihn gelobet, hat man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber diese Gerechtigkeit ist durch die stolzen Gedanken, die sie in seinem Herzen erreget hat, in demselben in Ungerechtigkeit und Verderben verwandelt worden. Man hat ihn nicht über die Gebühr gelobet, und dasjenige, was man ihm gesaget hat, um sich bey ihm beliebt zu machen, ist weiter nichts, als ein aufrichtiges Zeugniß von dem, was man von ihm dachte, gewesen. Allein dieses obschon aufrichtige Zeugniß hat dennoch einen unglücklichen Eindruck in ihn gemacht, welcher, unter dem Scheine der

Wahrheit, in seiner Seele den ganzen Grund der Gnade, welcher die Demuth ist, zerstöret hat.

Von der Verleumdung.

Eine Ehre, welche durch die Verleumdung ist geschändet worden, kann von diesem Schandflecke nicht anders befreyet werden, als auf Kosten einer andern Ehre, gleichwie ein Nutzen nicht anders, als durch einen andern Nutzen wieder kann ersetzet und gutgemacht werden. Wir haben die Ehre dieses Menschen verletzet; es ist billig, daß es bey der Genugthuung, die wir ihm leisten werden, unserer Ehre auch eben so viel koste. Diese Genugthuung wird uns demüthigen; aber eben hierinnen besteht die Bezahlung der Schuld, die wir gemacht haben. Denn in Sachen, welche die Ehre betreffen, heißt bezahlen, sich demüthigen; und es ist eine eben so unmögliche Sache, die

die Verleumdung wieder gut zu machen, ohne sich zu demüthigen, als das Geraubte wieder zu erstatten, ohne sich des Besitzes desselben zu entledigen.

Man hat ein Mittel gefunden, die Verleumdung zu heiligen, sie in eine Tugend zu verwandeln, ja sogar in eine der allerheiligsten Tugenden, welche in dem Eifer für die Ehre Gottes besteht. Das heißt, man hat ein Mittel gefunden, den Nächsten zu lästern, und Uebels von ihm zu reden, nicht mehr aus Haß oder aus Zorne, sondern aus einem Antriebe der Gottseligkeit, und um sich der Sache Gottes anzunehmen. Man muß diese Leute demüthigen, spricht man, und es erfordert es das Beste der Kirche, ihrem ehrlichen Namen einen Schandfleck anzuhängen, und ihr Ansehen zu vermindern. Dieses wird als ein Grundsatz vorausgesetzt, hierüber macht man sich ein Gewissen, und es ist nichts zu erdenken, das man sich nicht aus einem so

schönen Bewegungsgrunde für erlaubt hielte. Man erfindet, man vergrößert, man vergiftet die Sachen, man erzählet sie nur halb, man giebt seine Vorurtheile für unstreitige Wahrheiten aus, man theilet allerhand falsche Nachrichten mit, man vermenget das Allgemeine mit dem Besondern; was einer unrecht gesagt hat, das läßt man alle sagen; und was viele recht gesagt haben, das läßt man niemand sagen, und alles dieses, ich sage es noch einmal, zur Ehre Gottes. Diese Absicht würde zwar nicht hinlänglich seyn, einen zweydeutigen Ausdruck zu rechtfertigen; sie ist aber mehr als hinlänglich, eine Verleumdung zu rechtfertigen.

Ein frommer Lästerer, ein eiferiger Lästerer, oder der eiferig zu seyn vermeynt, ist derjenige, vor welchem man sich am meisten zu fürchten hat. Bey einer ruhigen und bescheidenen Mine, und mit einem frommen und gelassenen Tone wird er mehr sagen,

gen, als die ausschweifendeste Hitze, und der heftigste Zorn eingeben kann, ja er wird sich noch einbilden, er habe Gott dadurch einen Dienst gethan, und er wird sich bey ihm ein Verdienst daraus machen. Indem er mit sich selbst vergnügt ist, wird er vor einem Altare seine Seele ausschütten, und glauben, er könne, wie David sagen: In einem Morgen habe ich, ohne ein anderes Schwert als das Schwert der Zunge, oder der Feder, alle Feinde deines Gesetzes, o Herr! bekrieget, und alle Sünder von dem Erdboden ausgerottet (*).

Die Schlange beißt. Es ist zwar nur ein Biß; aber vom diesem Biße breitet sich das Gift in alle Theile des Leibes aus. Der Verleumder redet. Es ist zwar nur ein Wort; aber dieses Wort breitet sich gar bald allenthalben aus. Eines sagt es dem andern, und damit ich mich dieses verblümten Ausdrucks bediene, es stecket, wie ein

(*) Ps. 100. 8.

giftiger Wind, sowohl einen jeden Mund, aus welchem es ausgehet, als auch ein jedes Ohr, in welches es eingehet, an.

Die üble Nachrede ist gleichsam ein Hagel, der in einem Tage, ja so gar in weit weniger Zeit, ein Werk zu Grunde richtet, woran man zwanzig Jahre gearbeitet, und alle Vorsichtigkeit dabey gebraucht hat. Man hält es für eine Grausamkeit, angebauete Felder zu verwüsten. Was wird nicht eine Ehre zernichten heißen, die man so theuer erkaufet, und welche so viele Mühe gekostet hat? Es heißt, sich an demjenigen, was dem Nächsten von Rechtswegen zugehörete, ohne Ursache vergreifen, es gewaltsamer Weise ihm aus den Händen reißen, und durchbringen.

Was für eine Zeit erwählet der Verleumder fast allemal, seinen Streich zu vollführen? diejenige, da man am wenigsten im Stande ist, sich dawider zu vertheidigen.

gen. Denn bildet euch nur nicht ein, daß er seinen Feind von vorne, oder geradezu angreift, er ist bey seiner Bosheit nur allzu bedächtig, als daß er nicht mehrere Vorsichtigkeit dabey gebrauchen sollte. So lange er euch sehen wird, wird ihm nicht ein einziges Wort entfahren. Er darf nur einen Freund erblicken, der bereit ist, sich eurer anzunehmen, so braucht es weiter nichts, ihm das Maul zu stopfen. Wenn ihr euch aber hinwegbegebet, und er sicher zu seyn vermeynet, alsdenn wird er seiner Verleumdung freyen Lauf lassen, er wird die bitterste Galle ausspeyen, er wird losziehen, und öffentlich ausbrechen.

Ein Mensch muß vorsichtig seyn, und die Sache gut anzugehen wissen, wenn die Rede von seinem Feinde ist. Es würde ihm nicht wohl anstehen, wenn er öffentlich und heftig wider ihn loszöge; alles, was er sagte, würde keinen Eindruck machen, man würde es dem Verdruße, der

Rachbegierde, den vorgefaßten Meynungen und der übeln Gesinnung zuschreiben. Wenn er sich aber nicht selbst erklären kann, und es sich nicht für ihn schickt; wie angenehm ist es ihm nicht, einen zu finden, der seine Stelle vertritt, und für ihn redet? Vielleicht wird er sich des Wohlstandes wegen stellen, als ob es ihm einigermassen zuwider wäre; vielleicht wird er gar thun, als ob er das, was er höret, entschuldige, und es wohl auslegte. Aber er wird viel zu wenig sagen, die Sache gründlich zu rechtfertigen, aber genug, das Gespräch zu unterhalten, und noch mehrere Umstände, und immer neue Verleumdungen herauszulocken.

Die üble Nachrede ist zu allen Zeiten die Würze der Gespräche in den Gesellschaften gewesen, und ist es auch noch itzo mehr als jemals. Alles ist ohne dieselbe matt, und nichts reizet; die vernünftigsten Reden schläfern ein, und die wichtigsten Sachen erregen gar bald Eckel und Verdruß. Was gehö-

gehöret also dazu, wenn man die Geister ermuntern, und ihnen das lustige und aufgeweckte Wesen wieder verschaffen will, welches den Umgang mit andern so angenehm macht? Der Nächste muß in den Gesellschaften von Lästerzungen hergenommen, und öffentlich zur Schau ausgestellet werden. Es muß durch untermischte Erzählungen, und vermög der lebhaftesten Abschilderungen, das geheimste, so in einer Stadt, oder in einem Viertheile derselben vorgehet, recht natürlich, und in seiner ganzen Häßlichkeit vorgestellet werden. Es müssen alle neue Zeitungen, die man den Tag über gehöret hat, in der gehörigen Ordnung nach und nach erzählet werden. Alsdenn erwachet ein jeder aus seinem Schlummer, die Aufmerksamkeit wird verdoppelt, und die Unachtsamsten verhören nicht einen Umstand von allem, was erzählet wird. Die Augen sind starr auf den, welcher redet, gerichtet, und ob man ihm gleich das Vergnügen, welches man über seine Erzählungen

gen bey sich empfindet, nicht ausdrücklich zu erkennen giebt, so nimmt er es doch aus der Freude, welche die Gesichter belebet, zur Genüge wahr. Alles ermuntert ihn, und da er sagen darf, was er will, ohne daß es ihm jemand verwehret; wozu verleitet ihn nicht seine Leidenschaft, oder seine Einbildungskraft? Man begiebt sich nicht eher hinweg, als bis er aufgehöret hat zu reden, und man ist dabey mit sich selbst um so viel vergnügter und zufriedener, weil man, ohne, wie man sagt, sein Gewissen zu verletzen, alles Vergnügen der aufgewecktesten und angenehmsten Gesellschaft genossen hat.

Der Verleumder bittet einen jeden, die Sache bey sich zu behalten, und er siehet nicht, daß ihn eben dieses verächtlich macht. Denn denjenigen, welchem ich meine Verleumdung vertrauet habe, bitten, daß er sie bey sich behalten soll, heißt eigentlich, ihm mein ungerechtes Verfahren bekennen, es

heißt,

heißt, zu ihm sagen, sey klüger und liebreicher als ich bin; ich bin ein Verleumder, sey du es nicht.

Vor der übeln Nachrede durch etwas anders, als die Unschuld, sicher seyn wollen; sich die Hoffnung machen, daß uns die Menschen nicht antasten werden, ob wir uns gleich nicht auf dem rechten Wege befinden; und glauben, daß man unsere Fehler aus Hochachtung gegen unsere Personen entschuldigen werde, das heißt uns schmeichen, und uns nicht kennen. Wenn wir auch gleich die Götter der Erde wären, so wird man uns dennoch richten, und uns, wenn wir eine Schwachheit an uns haben, verurtheilen. Nur allein die Redlichkeit, und eine bekannte Redlichkeit, kann über die Reden und Urtheile der Welt erhoben seyn.

Von der Menschenfurcht.

Die alten Philosophen, welche blos durch das Licht der Natur den wahren Gott erkannten, ließen sich dennoch, um sich in die Zeit zu schicken, mit Gewalt dahin reissen, viele Götter anzubethen. Diese thaten ihrer Vernunft aus Menschenfurcht Gewalt, und dieneten Göttern, die sie nicht glaubten; und wir thun unserm Glauben vermög einer andern Menschenfurcht Gewalt, und dienen dem Gott nicht, den wir glauben. Diese waren wider ihren Willen, aber damit sie der Welt gefallen möchten, abergläubisch und Götzendiener; und wir hingegen werden, aus eben dem Grunde, oftmals wider unsern Willen, freche und gottlose Menschen. Damit sich diese den Haß des gemeinen Volkes nicht zuziehen möchten, so thaten sie, was sie verwarfen, sie betheten an, was sie verachteten; und damit wir dem Tadel der Menschen entge-

hen

hen mögen, so verunehren wir, was wir öffentlich bekennen, wir entheiligen, was wir ehrerbiethig verehren. Anstatt, daß sie ihre Rolle in den Tempeln zu Rom spieleten, indem sie sich fromm und andächtig stellten; so spielen wir die unserige mitten in dem Christenthume, indem wir uns stellen, als ob wir Atheisten wären.

Man wünschet zwar, daß die Welt billiger wäre, und daß man, ohne wider ihre Gesetze zu verstossen, und sich ihre Verachtung zuzuziehen, nicht nur in aller Sicherheit, sondern auch sogar vor der Welt mit Ehren, die Parthey der wahren Gottesfurcht ergreifen könnte. Aber das tyrannische Gesetz der Menschenfurcht hält uns zurücke, und man will sich lieber mit seinem größten Schaden diesem Gesetze unterwerfen, als sich in seiner Freyheit erhalten, und seine Seele erretten.

Wir

Wir fürchten uns vor dem Tadel der Welt, und dadurch gestehen wir der Welt, daß wir nicht Kräfte genug haben, sie auch sogar in solchen Umständen zu verachten, in welchen sie uns doch am verachtungswürdigsten vorkömmt. Wir befürchten, wir möchten für schwache Geister gehalten werden, und bedenken nicht, daß diese Furcht selbst eine Schwachheit, ja die allerelendeste Schwachheit ist. Wir schämen uns, uns öffentlich für die Tugend zu erklären, und sehen nicht, daß diese Schaam selbst weit schändlicher und schimpflicher ist, als die Erklärung, die man würde thun müssen.

Ein weltlichgesinntes Frauenzimmer wird wenig darnach gefragt haben, daß sie einer ganzen Stadt ein Aergerniß gegeben, und in diesem Stücke hat sie sich von der Menschenfurcht nicht schrecken lassen. Wenn sie aber den Entschluß faßt, sich zu bekehren, und wenn sie davon Merkmaale an den Tag legen soll, um der Pflicht

Ge-

Genüge zu leisten, die ihr oblieget, durch ihr Verhalten diejenigen zu erbauen, die sie durch ihre böse Beyspiele geärgert hat, so macht sie sehr viele Schwierigkeiten. Sie hat sich nicht gescheuet, für ein weltlichgesinntes Frauenzimmer gehalten zu werden; aber sie scheuet sich gar sehr, für fromm und gottesfürchtig angesehen zu seyn.

Die Schamhaftigkeit ist an sich selbst eine gute Leidenschaft, sie kann aber in dem zweyfachen Gebrauche, den wir davon machen, gar leicht unordentlich werden. Einmal darinnen, daß wir, ohne uns zu schämen, dasjenige thun, was die größte Schande für uns ist; und hernach darinnen, daß wir aus Schaam dasjenige unterlassen, was unsere größte Ehre ausmachen sollte. Wir schämen uns nicht, das Böse zu begehen; wir schämen uns aber, das Gute auszuüben. Die Schaam vor dem Guten ist bey uns die Quelle alles Bösen, da hingegen die Schaam vor dem Bösen die Quelle alles Guten seyn würde. Aber vermög

der

der wirklichsten, obgleich seltsamsten und ungerechtesten Vereinigung halten wir beydes zugleich für eine Schande, sowohl das Böse, als das Gute zu thun; das Böse zu thun, weil wir noch allemal einiges Gewissen haben; und das Gute zu thun, weil wir uns nach den Vorstellungen der Welt betragen, und vor ihrem Tadel fürchten.

Von dem Glücke.

Man trifft Menschen an, zu deren Gunst sich die Welt erschöpfet zu haben scheinet, um sie zu einer vollkommenen Glückseligkeit zu erheben. Ist aber ihr Herz dabey vergnügt? treffen sie in ihrem Wohlstande, und in diesem scheinbaren Glücke, die Glückseligkeit wirklich an? Oder geschieht es nicht vielmehr im Gegentheile, daß man bey grossen Glücksgütern auch großen und häufigen Verdruß findet? Und wie groß ist nicht die Anzahl derer, die sie nur deßwegen erlanget haben, damit sie desto unglückseliger seyn, und es auch desto deutlicher verspüren

mö-

mögen? Unterdessen hatte es die Welt an nichts ermangeln lassen, ihren Ehrgeiz zu vergnügen, und sie mit ihren Gunstbezeugungen zu überhäufen. Es hatte aber auch die Welt zu gleicher Zeit nicht ermangelt, unter ihre Gunstbezeugungen bittern Saamen zu streuen, der von denselben unzertrennlich war, und welcher bald darauf schmerzhafte Früchte hervorbringen sollte. Als sie die Welt mächtig und reich machte, so gab sie ihnen alles, was sie nur geben konnte; aber sie hatte ihnen nicht die volle Genüge, und den Frieden des Herzens geben können, ohne welchen weder die Macht noch der Ueberfluß verhindern konnten, daß sie sich nicht in einem elenden Zustande befanden. Weil nämlich die Gunstbezeugungen der Welt, wir mögen sie uns so groß vorstellen, als wir nur immer wollen, das menschliche Herz doch niemals werden sättigen und zufrieden stellen können.

Wenn man allzu glücklich seyn will, so höret man auf es zu seyn, und sobald man, besonders aus einem Grundsatze der Religion, es weniger zu seyn wünschet, damals fängt man an ein wahrhaftes und gründliches Glück zu geniessen. So falsch auch immer diese menschliche Glückseligkeit seyn kann, so sehr man auch hiervon überzeuget ist, so ist doch allezeit, ich weis nicht, was für ein äußerlicher Schein, der uns an sich zieht, und uns an die Welt anheftet. Man sieht zu gewissen Augenblicken ihre Eitelkeit, und ihren falschen Schimmer ein, man erkläret sich hierüber ganz freymüthig. Aber dieß sind nur einige Augenblicke, in welchen man etwas verdrüßliches und widriges erfahren hat. Der Nebel zerstreuet sich bald darauf, man nimmt seine vorigen Gesinnungen wieder an, man bekömmt den vorigen Geschmack zur Welt, sie gefällt mehr als jemals. So groß nämlich ist die Bezauberung, in welcher die mehresten Weltmenschen leben; nachdem sie hundert-

dertmal wider die Welt losgebrochen sind, so begreifen sie nicht einmal, wie sie sich gänzlich von ihr losschälen können.

Alle diejenigen, welche leiden, verspüren einen natürlichen Trieb bey sich, in dem Zukünftigen einen Trost und ein Mittel wider das Gegenwärtige zu suchen. Da wir allezeit glücklich seyn wollen, und dieses eine nothwendige Neigung ist, so erhält sie sich, oder sie erhält vielmehr gewissermassen uns selbst bey den größten Widerwärtigkeiten. Wir machen uns ein Vergnügen aus unserer Hoffnung, und dieses Vergnügen lindert den Schmerz, den wir empfinden. Ob gleich in dem Zukünftigen oftmals nichts günstiges für uns angetroffen wird, so erblicken wir doch in demselben unzählige Dinge, die wir uns vorstellen, aber niemals geschehen werden; in Ansehung welcher es aber genug ist, daß wir uns sie als solche vorstellen, die mit der Zeit einmal erfolgen könnten, um unsere Einbildungs-

kraft an denselben zu ergötzen und zu vergnügen. Selbst die Ungewißheit des Zukünftigen ist uns nützlich, weil sie uns ein Recht giebt, nicht nur dasjenige zu hoffen, was wir hoffen und erwarten, sondern auch dasjenige, was wir nicht hoffen und erwarten.

Von den Ergötzlichkeiten der Welt.

Sind die weltlichen Vorstellungen, die Schauspiele, bey welchen sich so viele müßige und wollüstige Menschen einfinden; die öffentlichen, und bloß zum Vergnügen errichteten Zusammenkünfte, wo alle diejenigen aufgenommen werden, die sich entweder aus Begierde, sich sehen zu lassen, oder andere zu sehen, dahin begeben; kurz, damit ich mich noch deutlicher erkläre, sind die Comödien, und die Bälle erlaubte oder verbothene Ergötzlichkeiten? Auf der einen Seite versichert man mich, dergleichen Ergötzlich-

götzlichkeiten wären strafbar; und auf der andern Seite behauptet man, sie wären nicht sündlich. Hieraus folgt der Schluß, daß sie wenigstens verdächtig sind.

Die Heyden selbst haben die Schauspiele als schädliche und verderbliche Ergötzlichkeiten verbannet, und in dem Christenthume will man dasjenige beybehalten, was das Heydenthum verworfen hat! In den ersten Jahrhunderten der Kirche ist es ein Merkmaal der Religion gewesen, wenn man sich von dergleichen Ergötzlichkeiten entzogen hat; und man hat die Schauplätze nicht nur deßwegen getadelt, weil sie zu ihren Zeiten die Abgötterey und den Aberglauben befördert hatten, sondern auch, weil sie eine Schule der Unreinigkeit gewesen waren. Es ist wahr, die Sprache, die man heut zu Tage allda führet, ist weit reiner; allein wird der Verstand dadurch weniger verderbet, und das Herz weniger verführet? vielleicht wäre es besser, die Ehebrüche eines

Jupiters und der andern Gottheiten anzuhören, deren Ausschweifungen, wenn sie öffentlich und ohne Rückhalt erzählet würden, indem sie die Ohren beleidigten, desto wenigern Eindruck in das Herz machen würden. Die Kirche hatte sich vormals in ihrer Zucht, die Schauspiele betreffend, der äußersten Strenge gebrauchet, so daß durch die Furcht, dieser Ergötzlichkeiten, welche sie verdammete, beraubet zu werden, mehrere von der Annehmung des christlichen Glaubens abgehalten wurden, als durch die Furcht vor der Marter und dem Tode, womit sie die Tyrannen bedroheten.

Was ist von gewissen Spatziergängen zu halten, deren ganzer Reiz in dem Aufputze und in der Pracht besteht; zu welchen man sich, als zu einem Tanze anschicket, und wohin man eben dieselben Gesinnungen, und eben dieselbe Pracht mitbringt; von den Spatziergängen, die in öffentliche Comödien verwandelt werden, wo ein jeder, indem

dem er zu gleicher Zeit sowohl eine spielende Person, als einen Zuschauer abgiebt, seine Rolle spielet, und seine Person vorstellet? Was von jenen heimlichen und verstohlenen Spatziergängen, wo ein zwar dem Scheine nach ungefährer Zufall, wobey aber schon alles darnach eingerichtet worden ist, Gelegenheit verschaffet, einander zu sehen und zu sprechen? Ihr wisset es, warum man sie andern vorzieht, und was man dabey suchet. Sie sind ein lärmender Zusammenlauf von Menschen, wo eine vermischte Menge Volks in der größten Unordnung beyeinander ist, und der Eitelkeit zu einem Schauplatze dienet. Will man eine menschliche Schönheit zeigen und bekannt machen, will man einen Putz und Schmuck sehen lassen, stellet man sie nicht allda in ihrem größten Glanze, und in ihrer völligen Pracht dar? Wovon werden bey so vielen verschiedenen Gegenständen, welche wechselweise, und gleichsam in ordentlichen Gliedern, beständig hin und her gehen, die Au-

gen gerühret, und worauf sind sie aufmerksam? Was für Gedanken entstehen in den Seelen? was für Regungen empfinden die Herzen, und worauf laufen die Unterredungen hinaus?

Was ist nach seiner eigentlichen Beschreibung ein Roman, die gewöhnliche Unterhaltung eitler und üppiger Menschen? Er ist eine Geschichte, oder besser zu sagen, eine Fabel, die unter der Gestalt einer Geschichte ist vorgetragen worden, in welcher die Liebe nach der Kunst, und nach den Regeln abgehandelt wird; wo die herrschende Leidenschaft, und die Triebfeder aller übrigen Leidenschaften die Liebe ist; wo man alle Schwachheiten, alle Entzückungen, und alle Ausschweifungen der Liebe auszudrücken sucht; wo man nichts, als Lehren der Liebe, Versicherungen der Liebe, Kunstgriffe und listige Ränke der Liebe antrifft; wo kein Vortheil zu finden ist, welcher nicht der Liebe aufgeopfert wird, wenn es auch

der in den Augen der Menschen liebste und angenehmste wäre, nämlich die Ehre; wo die Ehre selbst, die schöne Ehre, darinnen besteht, daß man alles der Liebe aufopfert; wo ein von der Liebe recht thörlicht eingenommener Mensch sich von nichts, als von der Liebe lenken läßt, so daß die Liebe seine ganze Beschäfftigung, sein ganzes Leben, sein einziger Gegenstand, sein Zweck, seine Seligkeit ist. Wie ist es nun möglich, dergleichen Bilder beständig vor den Augen zu haben, ohne im geringsten ihre Reizungen zu empfinden?

Von dem Spiele.

Eine jede zu weit getriebene Sache ist ein Laster, und die Tugend selbst, welche die Regel alles Guten ist, ist weder gut noch ehrbar, sobald sie ausschweifend und übertrieben ist. Wenn nun aber dieses von der Tugend wahr ist, so ist es noch weit

mehr von den Belustigungen und Ergötzlichkeiten des Lebens wahr. Indessen giebt es in der Welt Ergötzlichkeiten, bey welchen die Ausschweifung und das Uebermaß etwas so gewöhnliches sind, daß, ob sie gleich sonst erlaubt, rechtmäßig und unschuldig seyn könnten, sie doch fast allezeit verdammlich sind, weil sie fast allezeit zu weit getrieben sind.

Man spielet, aber ohne Mäßigung; und man treibt es so weit, daß selbst diejenigen, die deßwegen strafbar sind, sich genöthiget sehen, es zu verdammen. Ein Mensch, der das Spielen liebt, macht es zu seiner gewöhnlichsten und fast zu seiner einzigen Beschäfftigung; er hat keine wichtigere Verrichtung, als daß er spielet, oder vielmehr, es ist ihm keine Verrichtung so wichtig, die er um des Spielens willen nicht unterläßt und hintansetzet; er sieht das Spielen nicht als eine kurze Ergötzung an, wobey man sich von den Beschwerlichkeiten einer lan-

langen Arbeit erholen, und einigermassen erquicken kann, sondern als eine ordentliche Arbeit, als eine Verrichtung, und als einen gewissen Stand.

Man kann Frauen sehen, die sich selbst dergestalt zur Last sind, daß sie gewissermassen weder sich selbst, noch auch sonst jemand ertragen können, sobald es ihnen an einer Spielgesellschaft fehlet; die sich weiter mit nichts, als mit ihrem Spiele unterhalten, und welche, wenn man sie reden höret, nicht Kräfte genug haben, den Wahrheiten der Religion einige Augenblicke nachzudenken, dem ungeachtet aber stark genug sind, ganze Nächte hindurch zu wachen, wenn sie spielen sollen.

Man sieht es ganz ruhig, und ohne die geringste Empfindung mit an, daß es den Kindern an den nothwendigsten Dingen fehlet; man beklaget sich sogar über den geringsten Aufwand, sobald man etwas zu

ihren

ihren Bedürfnissen anschaffen soll. Man entfernet sie von sich, und vertrauet sie fremden Personen an, welchen man die Last davon aufbürdet, ohne die Mittel, sie zu ertragen, hinzuzufügen. Man hat, wie man vorgiebt, diese Mittel nicht sogleich in den Händen; indessen hat man aber doch allezeit so viel, daß man spielen kann. Weil man das Spielen und die Erhaltung des Hauswesens nicht miteinander vereinigen kann, so verläßt man das Hauswesen, und sparet alles, damit man spielen könne.

Man sieht das Elend des Nächsten mit an, ohne davon gerühret zu werden; oder wenn ja das Herz seine natürlichen Regungen nicht verbergen kann, so ist der Verstand nur mehr als zu sinnreich, allerley Vorwände und Entschuldigungen zu erfinden, den Wirkungen desselben Einhalt zu thun. Wenn man Armen etwas geben soll, so ist man selbst arm, oder giebt sich doch gern dafür aus; man höret es aber auf zu

seyn,

seyn, sobald sich die Zeit und Gelegenheit zum Spielen zeiget. Alles dieses will so viel sagen, man opfert seinem Spiele die unverletzlichsten Rechte, und die heiligsten Vortheile auf. Damit man das Spielen nicht aufgeben dürfe, so macht man sich von einer jeden andern Sache los; und wenn eine andere Sache mit dem Spiele zusammen kömmt, so mag sie an und für sich so wesentlich und wichtig seyn, als sie nur immer will, so behält man das Spiel bey, und entsaget allen übrigen. Man würde sehen, daß die Spieltische auf einmal verschwinden würden, wenn das Spielen durch menschliche Gesetze solchen Schuldenmachern verbothen wäre, welche, anstatt das Spielen zu unterlassen, um sich ihrer Schulden zu entladen, vielmehr Schulden mit Schulden häufen, damit sie das Spielen fortsetzen, und endlich gar nicht mehr bezahlen können. Wenn aber gleich die menschlichen Gesetze in diesem Stücke nichts verordnet haben, ist wohl ein anders Gesetz nöthig,

als das Gesetz des Evangeliums, das Gesetz des Gewissens, und das Gesetz der Natur?

Weil man sein Spielen würde einschränken müssen, wenn man mit den Bedienten genau zusammen rechnen, und sie vergnügen wollte, so nimmt man zwar ihre Dienste an, man fordert sie auf das strengste, im übrigen aber will man von keinem Lohne reden hören. Es ist dieses eine Sache, worüber sie sich nicht erklären dürfen, und eine Rede, durch welche man beleidiget wird. Worte wird man ihnen genug geben, und so viel versprechen, als sie nur haben wollen. Sie sollen in Zukunft nichts verlieren, aber unter der Bedingung, daß sie vor itzo alles verlieren.

Man höret von nichts, als von Noth und Elend reden, es scheint, als habe der erzürnte Himmel alle seine Plagen auf den Erdboden herabkommen lassen, um ihn zu verwü-

verwüsten; ein jeder redet eine und ebendieselbe Sprache, und man höret allenthalben nichts als klagen und jammern. Aber mitten unter diesem Klagen und Jammern hat wohl das Spielen aufgehört? Man schränket sich ein, sagt man. Womit fängt man aber diese Einschränkung an? Mit dem Brode, welches diejenigen erhalten sollten, die der Hunger naget. Mit den Bedürfnissen eines Hauses, in welchem es an allem mangelt, damit es nicht an dem mangeln möge, was zum Spielen erfordert wird. Mit allem, was kein Verhältniß mit dem Spiele hat, oder vielmehr, und wenn es auch der nothdürftige Unterhalt selbst wäre, mit allem, was das Spielen befördern kann, indem man es denjenigen Dingen entziehet, zu welchen es nothwendiger Weise sollte angewendet werden.

Weil man seine Schulden nicht bezahlen kann, wenn man spielet; oder weil man nicht spielen kann, wenn man seine Schul-

den bezahlet, so läßt man die Gläubiger warten und seufzen, und man ist bey dem Schreyen der Handwerksleute und Kaufleute taub und unempfindlich. Man bedienet sich allerley böser Mittel und Kunstgriffe, um sich ihren rechtmäßigen Verfolgungen zu entziehen, und ihnen die Hände zu binden. Man vertröstet sie von einem Monate zu dem andern, und von einem Jahre zu dem andern. Man spricht, man könne ihnen nichts geben; dem ungeachtet aber kann man noch immer spielen.

Was für ein Anblick ist es nicht, eine Gesellschaft von Leuten zu sehen, die sich mit einem Spiele beschäfftigen, das sie eingenommen hat, und welches einzig und allein der Gegenstand aller Betrachtungen ihres Verstandes, und aller Begierden ihres Herzens ist? Was für starre und unbewegliche Blicke! welche Aufmerksamkeit! man darf sie nicht einen Augenblick stöhren, nicht ein einzigesmal unterbrechen, besonders wenn

sich

sich die Begierde zu gewinnen darein menget; nun mischet sie sich aber fast allezeit darunter. Von was für verschiedenen Bewegungen wird nicht die Seele nach den verschiedenen und eigensinnigen Abwechslungen des Glückes beunruhiget? Daher entstehen der heimliche Verdruß und das traurige Wesen, der Unwille und das Aergerniß, das Bekümmerniß und die Verzweiflung, der Zorn und die Wuth, die Gotteslästerungen, Flüche und Verwünschungen. Ich weis wohl, was die Artigkeit der Welt in diesem Stücke gelehret hat, nämlich unter einer angenommenen Gleichgültigkeit, und unter einer verstellten ungezwungenen Art und vermeynten Freyheit alle diese Regungen zu verbergen. Hierinnen besteht eines der vornehmsten Verdienste des Spieles, und macht die größte Ehre desselben aus. Wenn aber gleich das Gesichte heiter ist, ist deßwegen die Unruhe in dem Herzen nicht so heftig? und ist es alsdenn nicht ein doppelter Verdruß, wenn man ihn völlig in

sich empfindet, und sich dennoch genöthiget sieht, ich weis nicht durch was für eine Ehre, ihn äußerlich zu verbergen? Sehet also, was die Welt eine Ergötzlichkeit nennet; was ich aber eine Leidenschaft, und eine der tyrannischesten und strafbarsten Leidenschaften nenne.

Von der Heucheley.

Wenn in der Welt keine Einfalt wäre, so würde auch in derselben weder Verstellung noch Heucheley angetroffen werden; denn die Heucheley beruhet nur auf dem Grunde und der Einbildung der Einfalt der Menschen, und man sieht gar leicht ein, daß ein Heuchler aufhören würde, zu seyn, was er ist, wenn er nicht versichert wäre, daß es zu allen Zeiten Leute geben würde, die gar leicht könnten betrogen werden, und welche er durch seine künstliche Verstellung hintergehen könnte. Und in Wahrheit, man

läßt

läßt sich täglich davon hintergehen, dergestalt, daß man die Parthey der Wahrheit verläßt, um die Parthey des Irrthums zu ergreifen, und sich wider das gegründete Recht zu erklären, damit man der Ungerechtigkeit beystehen möge.

Gleichwie man sich durch die List und den Betrug der Heucheley, der Wahrheit zum Schaden, in den Irrthum verwickeln läßt, also läßt man sich auch oftmals durch eben diese List verleiten, die Ungerechtigkeit wider das Recht, das Laster wider die Unschuld, und die Ungeschicklichkeit wider das Verdienst zu unterstützen. Hat ein listiger und verschlagener Mensch eine böse Sache, er weis sich aber des Mantels der Frömmigkeit geschickt zu bedienen; sogleich findet er Leute, die sich seiner eifrig annehmen, günstige Richter, mächtige Patrone, die, ohne weitere Untersuchung, seine obgleich ungerechte Sache vertheidigen; und welche, ohne den Schaden zu bedenken, den un-

glückliche Partheyen davon haben werden, sich einbilden, sie verherrlichten Gott, wenn sie einen solchen Menschen in ihren Schutz nähmen, und ihn unterstützten. Strebet unter diesem Scheine der Frömmigkeit ein ehrgeiziger und eitler Mensch nach einem Range, dessen er nicht würdig ist, und welcher ihm nicht gebühret; sogleich mangelt es ihm nicht an Freunden, die, ihm zum Besten, Unterhandlungen anfangen, laufen und rennen, bitten und flehen, und sich kein Gewissen machen, weder um seinetwillen das gegründeteste Verdienst auszuschließen, noch sich vor Gott die Folgen auf den Hals zu laden, die seine wenige Geschicklichkeit nach sich ziehen wird. Warum? weil sie, so zu sagen, durch die Reizungen seiner Heucheley verblendet sind. Uebet endlich ein hitziger und gewaltthätiger Mensch, der aber zu gleicher Zeit ein Heuchler ist, allerley Plackereyen aus, erreget er mancherley Zänkereyen, stöhret er durch seine Unternehmungen die Ruhe derer, die er zu beunruhigen

sich

sich vorgenommen hat, und spielet er in diesem allen die Person eines Frommen und Andächtigen; sogleich ist er versichert, daß er Seelen hat, die ihm ergeben sind, die sein Verfahren loben, und hingegen diejenigen, die er unterdrücket, tadeln werden; und welche, weil sie von den Dingen nur nach diesem ersten Anblicke einer falschen und scheinbaren Frömmigkeit urtheilen, die augenscheinlichsten Leidenschaften rechtfertigen, und hingegen die Tugend selbst verdammen werden. Denn auf diese Art läßt ihm die Heucheley, indem sie die Einfalt betrügt, ohne Bedenken die größten Ungerechtigkeiten begehen.

Es giebt in der Welt Heuchler; allein kann wohl die Gottlosigkeit der Welt die Heucheley zu ihrem Vortheile mißbrauchen, und diese gefährliche Folgerung daraus ziehen: es gäbe in der Welt gar keine Heiligkeit? Sie sollte vielmehr eben daraus den Schluß machen, daß eine wahre Hei-

ligkeit zu finden sey, weil falsche Heiligkeiten angetroffen werden. Denn die falsche Heiligkeit ist nichts anders, als eine Nachahmung der wahren; gleichwie die Erdichtung eine Nachahmung der Wahrheit ist.

Es giebt unter uns falsche Andächtige und Heuchler, Leute, die von sich selbsten, und von ihrem vermeynten Verdienste ganz erfüllet sind, und dafür halten, daß sie allein mit ihren Jüngern die Auserwählten des Herrn seyn: welche reden, welche entscheiden, welche sich stellen, als wenn sie die einzigen Verwahrer des Gesetzes, und desselben Ausleger, die Meister der Lehre, die lebendigen Muster der Heiligkeit wären; welche vorgeben, daß sie von Gott zur Verbesserung der Sitten, zur Wiederherstellung der Zucht, zur Vertheidigung der reinesten Sittenlehre auferwecket seyn; welche unter der Larve der Frömmigkeit und der Strenge, ihre Betrüge, ihre Tücke, ihre grausamen Verleumdungen, und ehrenrührischen Be-

Beschuldigungen, ihren Neid, ihren Haß, ihre Rachgier, besonders aber ein hochmüthiges Wesen, und eine unerträgliche Hoffart, der nichts widerstehen kann, verbergen; welche Niemanden achten, Niemanden verschonen, die ganze Welt verdammen, und mit allen, die sich nicht für sie erklären, und ihren Gesinnungen anhangen, verächtlich verfahren. Schon von dem ersten Anbeginne der Kirche gab es Menschen von diesem Charakter, es gab solche in allen auf einander folgenden Jahrhunderten, und es giebt deren noch allzuviele in dem unsrigen, so daß man es für eine Geschichte ansehen kann, die in dem Judenthume ist angefangen, in dem Christenthume fortgesetzet, und vermittelst einer unglückseligen Folge von einem Alter zum andern bis auf diese letzten Zeiten ist verewiget worden.

In Betreff der Feindschaft, der Rache, der Verleumdung, thut man oftmals aus Andacht alles jenes, was die Ruchlosen,

und die weltlichgesinntesten aus Leidenschaft thun. Man bringet Personen in ein übels Geschrey, man überhäufet sie mit Schimpfreden, man verleumdet sie, und man glaubt Gott dadurch einen Dienst zu erweisen; und man hält nachmals dafür, allen Schaden gut gemacht zu haben, wenn man auf eine andächtige Weise spricht: gedenken wir nicht mehr daran, reden wir nicht mehr davon; ich lege alles dieses zu den Füssen des Gekreuzigten. Allein man sollte daran gedenken, man sollte davon reden, man sollte auf ein Mittel bedacht seyn; und dieses wäre nicht nur allein die Vollkommenheit, sondern der Grund des Christenthums und der Religion: alles übrige ist falsche Andacht, ist Heucheley.

Von der Freundschaft.

Ein aufrichtiger und treuer Freund wird uns bisweilen eben deßwegen, weil er treu und aufrichtig ist, verhaßt. Wir wollen zwar haben, er soll treu seyn; aber auf ein kluge und vorsichtige Art. Wir verlangen, er soll aufrichtig seyn; aber nur bis zu einem gewissen Grade. Oder welcher Mensch ist in Ansehung seiner selbst sicher genug, oder wahrhaftig demüthig genug, der, aus Begierde sich kennen zu lernen, mit einem Freunde zurechte kommen könnte, der treu wäre, ohne klug und vorsichtig zu seyn? mit einem Freunde, dessen Aufrichtigkeit sich sogar bis zur Einfalt und Unhöflichkeit erstreckte? Ein solcher Freund ist uns, wenn wir nur einigermassen schwach sind, und die Wahrheit nicht leiden können, weit beschwerlicher als ein Feind. Denn wir haben wenigstens das Recht, einem Feinde nicht zu glauben. Verdam-

met er uns, so können wir denken, es geschähe aus einer vorgefaßten Meynung, aus Haß oder Eifersucht; aber bey einem Freunde, dessen Absichten man weder anklagen, noch in Verdacht haben kann, ist eine gewisse Aufrichtigkeit gleichsam ein Donnerschlag, der uns zerschmettert.

Nichts ist vergänglicher, als die menschlichen Freundschaften. Sie zu stiften hat man Jahre vonnöthen; sie aber zu zertrennen braucht es nur einen Augenblick. Wenn es endlich noch leicht wäre sie wieder zu erneuern; allein was ein einziger Augenblick zu Grunde gerichtet hat, können oftmals ganze Jahrhunderte nicht wieder herstellen. Die Freundschaften, welche auf die Tugend gegründet sind, sind weit fester und dauerhafter, warum? weil uns die Tugend weit geduldiger, weit uneigennütziger, weit demüthiger, und folglich nicht so lebhaft, und nicht so empfindlich gegen alles dasjenige macht, was die Uneinigkeiten und Trennungen verursachet.

Eine Stunde des Wohlergehens macht eine Freundschaft von zwanzig Jahren vergessen. Seit langer Zeit habet ihr mit diesem Menschen Bekanntschaft und Vertraulichkeit gepflogen, weil ihr euch beynahe in eben demselben Range befandet. Allein die Gunst hat ihn erhoben, und zu einer höhern Ehrenstelle, als ihr bekleidet, befördert: lasset euch hinfüro bey ihm sehen, er kennet euch nicht mehr; und wie sollte er euch kennen, da er von seiner neuen Größe ganz und gar eingenommen sich selbsten nicht mehr kennet?

Man sagt gemeiniglich, und man hat Ursache es zu sagen; wer ein Freund von der ganzen Welt ist, ist ein Freund von Niemanden. In der That, es giebt Leute von diesem Charakter. Sie bemerken euch, sie kommen zu euch mit einem freundlichen Angesichte, sie reichen euch die Hände, sie grüßen euch, sie umfangen euch, sie tragen euch die schönsten Dienste an.

Allein nach tausend Versicherungen der Freundschaft verlassen sie euch endlich, und fragen den ersten, dem sie begegnen, wie ihr heißet, und wer ihr seyd.

Man trifft Leute an, welche alle Merkmaale der vollkommensten Ergebenheit und Freundschaft an den Tag legen. Wenn man nach dem Aeußerlichen urtheilet, so kann man, wie es scheinet, zu ihrem Eifer nichts hinzu setzen; wenn man aber in das Innerste ihres Herzens hineinsehen könnte, so würde man gar bald auf andere Gedanken kommen, und in demselben einen heimlichen Nutzen und Vortheil, nach welchen sie ihre Handlungen einrichten, gewahr werden. Fällt nun aber auch dieser Vortheil weg, alsdenn leget sich das ganze Geheimniß auf einmal an den Tag. Diese so dienstfertigen Leute kennen euch, wie es scheinet, nicht mehr, und wenden ihre Bemühungen anderswo an, weil sie mehrern Nutzen davon zu haben hoffen. Es ist sogar der Nutzen

und Vortheil so fein und versteckt, daß man ihn bisweilen selbst nicht merket, und sich in Ansehung desselben eben so wie di: andern irret. Aber die Gelegenheit ist, so zu sagen, der Probierstein, sie entdecket das Herz, und offenbaret das ganze Geheimniß desselben.

Man nimmt an allen Vortheilen eines Freundes Theil, und man hält dafür, vermög seiner Pflicht dazu verbunden zu seyn. Allein da die Vortheile dieses Freundes oftmals unglücklicher Weise mit den ungerechtesten Unternehmungen verbunden sind, so wird man aus Freundschaft ein Gönner und ein Mitschuldiger der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung, des Betruges. Freundschaftsstücke! das ist, Unmenschlichkeiten, Grausamkeiten, Tyranneyen.

Ein wahrer Freund ist ein kluger Freund, ein verständiger Freund, welcher die wahrhaften Vortheile seines Freundes auseinander

der zu wickeln fähig ist, unfähig aber sich ohne Ueberlegung, und unbedachtsam seinen Gewaltthätigkeiten und seinen Ausschweifungen zu überlassen. Er bemühet sich diesem Freunde, welcher in Unordnung geräth und sich verliert, die Augen zu öffnen. Sehet, dieses flößet ihm die Freundschaft ein; allein sie verkehret ihm nicht das Herz, sie verderbet es nicht. Er läßt seinem Freunde die Laster, von welchen er ihn nicht heilen kann: was aber ihn selbsten betrifft, so hält er sich in seiner eigenen Tugend genau eingeschlossen.

Wir sehen die Freundschaft als ein gottesdienstliches Werk an, und die Liebe machen wir täglich zum Gegenstande unserer Entheiligung. Es ist ein Werk der Liebe, sagt man, diese Leute zu demüthigen, sie zu kränken, ihnen ihre Pflicht vorzuhalten. Ein schöner Vorwand, dessen man sich bedienet, um mit ihnen nach aller Strenge zu verfahren, um sie auf eine übertriebene Art

zu verfolgen, um sie zu verläumden, in ein böses Geschrey zu bringen, zu beschämen; denn dahin läuft oftmals diese vorgegebene Liebe hinaus. Heißt nun aber dieses die Liebe ausüben? oder heißt es nicht vielmehr sie entheiligen?

Die meisten Menschen sind in ihren Feindseligkeiten weit lebhafter, als in ihren Freundschaften. Woher kömmt dieses? von unserer Eigenliebe, die uns alles auf uns selbsten beziehen, und alles nach uns selbsten abmessen läßt. Gleichwie also die Beleidigungen, die unsere Feindschaft, und unsern Haß rege machen, uns besonders betreffen, und unsere Personen angehen; und gleichwie im Gegentheile der Charakter der Freundschaft in dem besteht, daß er uns einiger maßen von uns selbsten losschäle, um uns mit dem Nächsten zu verbinden, so trägt es sich gemeiniglich eben daher zu, daß wir zu gleicher Zeit sowohl kaltsinnige Freunde, als auch heftige Feinde sind.

Es giebt bisweilen in geistlichen Gemeinden besondere Verbindungen und Freundschaften, die gewisse Gemüther errichten, welche gern herrschen, und sich in einem Ordenshause gleichsam zu Häuptern der Partheyen machen wollen. Freundschaften, deren ganzer Nutzen darinnen bestehet, daß man insbesondere zusammen kömmt, und warum? damit man sich von der Gesellschaft unterreden, damit man einander alles, was vorgehet, gethan und gesagt wird, berichten; nichtige Spöttereyen, bittere Klagen und Reden, die mit Galle vermischet sind, vorbringen, und entweder wider die Vorsteher, oder wider andere, Rath halten möge, mit welchen man nicht zufrieden ist, und die uns, unserer Meynung nach, übel begegnen. Freundschaften, woraus gar leicht Rotten und heimliche Verständnisse entstehen, und welche in einer und eben derselben Ordensgesellschaft so viel verschiedene Gesellschaften hervorbringen, als es solche Vereinigungen und Verbindungen unter

ter ihnen giebt. Das ist, man macht sich ein und andern zum Freunde, um desto sicherer und ungestrafter aller anderer Feind zu seyn.

Wir glauben Gott ein großes Opfer zu entrichten, weil wir von der Welt entfernet leben, und fast Niemanden mehr sehen. Dieses ist gut. Allein wir sehen allzu oft eine gewisse Person, die wir nicht mehr sehen sollten. Lasset uns alle die übrigen sehen, und sehen wir nur diese nicht. Die ganze übrige Welt wird für uns nicht so schädlich seyn: diese Person allein ist in Ansehung unser die Welt, und zwar die Welt, die wir am meisten fürchten müssen.

Diese Freundschaft ist in ihrem Ursprunge nur eine besondere Hochachtung der Person. Sie gefällt, weil sie mit einer verbindlichen Lebensart, eine Standhaftigkeit des Gemüths, eine Rechtschaffenheit des Herzens, eine untadelhafte Ordnung

der Aufführung vereiniget. Was für eine Ursache sollte denn vorhanden seyn, dieser Freundschaft nicht zu trauen? Auf diese Art glaubet man sicher zu seyn: allein eben dasjenige, worinnen man seine Sicherheit zu finden vermeynet, muß uns mehr Mißtrauen einflößen, weil eben dieses die Gefahr vermehret. Denn eine Person von einer zweifelhaften Tugend würde weit weniger zu fürchten seyn; man würde einen Verdacht, eine Verachtung gegen sie schöpfen, man würde sich vor ihr hüten, man würde ihrer überdrüßig werden. Allein diese Person, die man hochschätzet, rühret das Herz um desto mehr, je hochachtungswürdiger sie scheinet, und es auch wirklich ist. Man hängt sich an sie, und wenn die Zuneigung gegenseitig wird, so kann man sich nicht mehr weder auf diese Person, noch auf sich selbsten verlassen, wenn man auch sonsten die reinsten Absichten hätte.

Von

Von dem Unglauben und der Freydenkerey.

Der Geist der Sonderbarlichkeit ist die gewöhnlichste Quelle des Unglaubens. Was macht es, daß es in der Welt in Glaubenssachen so viele Freydenker giebt? Das eitle und stolze sonderbare Wesen, welches die Freydenker annehmen, und worauf sie sich etwas einbilden. Sie glauben, es wäre genug, Sonderlinge zu seyn, um mehr Einsicht und Vernunft als andere zu haben. Sagen, was sich noch niemand zu sagen unterstanden hat, und das, was jedermann sagt, verwerfen; darinnen bestehet der große und vorzügliche Verstand, womit sie sich schmeicheln, hierinnen bestehet das ganze Geheimniß ihrer Freydenkerey. Und worauf stützen und verlassen sie sich denn, das Joch des Glaubens abzuwerfen? Auf ihre eigene Einsicht, mit Ausschließung aller übrigen Regeln. Denn weit gefehlt,

daß sie mit denen einerley Meynung hegen sollten, die auf dem Wege einer demüthigen Unterwerfung unter dem Glauben einhergehen, sie sind kaum mit einem von denen einig, die diesen Weg verachten, und eben solche Freydenker, wie sie, sind; denn es ist gewiß, daß sich ein jedweder Freydenker, nach seinem Eigensinne, in seinem Herzen einen Glauben nach seinem Gefallen macht, der nur für ihn allein gehöret, wobey er blindlings allen seinen Begriffen und Vorstellungen folget, bald auf diese, und bald auf jene Art, nach der Gemüthsbeschaffenheit, von welcher er gegenwärtig beherrschet wird, redet, bey keiner Sache beständig bleibet, und alles bestreitet.

Der Freydenker ist ein Freydenker nicht aus gewissen Bewegungsgründen, sondern weil er ein Sonderling ist, damit er den lächerlichen Vortheil haben möge, nicht zu denken, wie andere Leute denken; zu reden, wie noch kein Mensch geredet hat, und demjeni-

jenigen zu widersprechen, was jedermann behauptet; sich eine Religion nach seiner Art, eine Gottheit nach seinen Sinnen, eine eigenmächtige und solche Vorsehung, wie er sie haben will, zu erdichten. Er macht sich seltsame Lehrgebäude, die er, nach dem es ihm gefällt, bald aufbauet, bald aber auch wiederum einreißt. Er folget blindlings allen seinen Vorstellungen, und weil er ihnen beständig folget, so weis er nicht mehr, was er glaubt, und was er nicht glaubt. Was er gestern behauptete, das verwirft er heute, und weil er Gott immer tadeln will, so ist er mit sich selbst nicht mehr einig.

Er ist ein Freydenker aus einem gewissen Stolze, aber aus einem seltsamen und närrischem Stolze; indem er seine Vernunft nicht mehr dem Worte eines Gottes unterwerfen will, da er es doch für etwas löbliches, ja gar für etwas nothwendiges hält, dieselbe den Worten und Aussprüchen der

Menschen täglich zu unterwerfen. Er gestehet bey unzähligen Gelegenheiten, er habe nöthig in irdischen Dingen von einem andern geleitet und geführet zu werden, und behauptet doch, er sey klug genug, daß er sich bey der Untersuchung der ewigen Wahrheiten selbst leiten und führen könne. Er bekennet in den kleinsten Geheimnissen der Natur seine Unzulänglichkeit auf eine demüthige Weise, und will doch die erhabensten göttlichen Geheimnisse auf eine kühne und verwegene Art entscheiden.

Er ist ein Freydenker aus Eigennutz, aber auch zugleich aus Verzweiflung, weil ihm sein Glaube beschwerlich fällt, weil er ihn bey dem Genuße seiner Ergötzlichkeiten beunruhiget, weil er sich seinen Absichten und Unternehmungen widersetzet, weil er ihm seine Ungerechtigkeiten vorwirft, weil er die Gewissensbisse, von welchen er gemartert wird, nicht anderst mehr ersticken kann, und er lieber gar keinen Glauben, als

als einen solchen haben will, der ihn beständig bestrafet und verdammet. Und weil endlich, da seine Vernunft in eine Unordnung gerathen ist, welche gemeiniglich auf die Sünde zu folgen pfleget, er sich einbildet, die Sachen wären nicht mehr so beschaffen, wie sie doch wirklich sind, sondern so, wie er sie seines Vortheiles halber zu seyn wünschen würde; gleich als ob es auf ihn ankäme, daß sie seyn, oder nicht seyn möchten; und als ob der Antheil, den er daran nimmt, die Wahrheit oder Falschheit derselben bestimmen solle.

Er ist endlich ein Freydenker aus einer vorgefaßten Meynung. Er will zwar in allen übrigen Dingen das Ansehen haben, als ob er in keiner Sache vorgefaßte Meynungen hegete; allein in Religionssachen heget er sie überall, auch die seltsamsten Meynungen einer neuen Weltweisheit kommen ihm nicht anstößig vor. Wenn es aber auf einen Ausspruch oder eine Entscheidung der

Kirche ankömmt, so ist er gar sehr geneigt, dieselbe zu tadeln; er befürchtet immer, er möchte gar zu viel glauben, aber er steht niemals in Sorgen, daß er nicht genug glauben möchte. Er nimmt sich in diesem Stücke vor der Einfalt, als vor einem Fehler in Acht; aber er denkt nicht daran, wie er sich vor einem andern weit größern Fehler, welcher die Hartnäckigkeit ist, hüten möge. Mit einem Worte, er vermeidet dasjenige als eine Schwachheit des Verstandes, was doch, in Ansehung des Glaubens, die größte Billigkeit seyn würde; und hält doch das für eine große Klugheit, was ich eine Halsstärrigkeit wider den Glauben nenne.

Man trägt einem Freydenker die Offenbarungen des Glaubens vor, das ist, Offenbarungen, die auf die älteste und ungezweifelteste Tradition gegründet, durch die herrlichsten Wunder bekräftiget, mit dem Blute der Märtyrer bezeichnet, durch das Zeug-

Zeugniß der gelehrtesten Männer, und durch den Glauben aller Völker bestättiget sind. Allein dieses alles macht auf ihn keinen Eindruck, er hält nichts darauf. Man stellet ihm andererseits die Träume und die eiteln Einbildungen eines neuen Philosophen vor, welcher die Welt nach seinem Belieben einrichten will; und sehet, dieses bewundert dieser große Geist, dieses ist der Gegenstand seines tiefsinnigen Nachdenkens, dieses behauptet er hartnäckig, an dieses hält er sich, und wäre fast bereit, deßhalben einen Märtyrer abzugeben.

Es giebt vermeynte starke Geister, welche, vermög des seltsamsten Betragens, Wunder verlangen, wenn sie glauben sollen, und dennoch kein Wunder glauben wollen; welche, um einen Abweg zu vermeiden, in einen andern weit gefährlichern fallen, das ist, welche um sich nicht aus einer gar zu großen Leichtgläubigkeit zu den Irrthümern des Pöbels verleiten zu lassen,

sich aus einem hartnäckigen Unglauben wider die gewissesten und ausgemachtesten Dinge empören; welche weder die Wunder der ersten Zeiten annehmen und erkennen, weil sie gar zu weit von ihnen entfernet sind, noch auch die Wunder dieser letzten Zeiten, weil sie ihnen gar zu nahe sind, die indessen aber doch gern alles nach dem Zeugnisse ihrer Augen abmessen möchten, gleich als ob in der Welt sonst nichts glaubwürdig wäre, als was sie gesehen haben, oder noch sehen.

Ein jeder Gottloser und Freygeist, welcher, wenn er sich bekehren soll, Wunder zu sehen verlanget, würde dennoch, wenn er sie würde gesehen haben, noch eben so frech und ruchlos seyn, als er vorher gewesen ist. Nachdem er in seinem Herzen alle Einsichten der Vernunft und des Glaubens ersticket, würde er, um sich in dem Besitze seiner Ruchlosigkeit zu erhalten, den Beweiß, den die Wunder wider ihn an die

Hand

Hand geben würden, noch immer zu nichte zu machen wissen. Das gewöhnlichste Hülfsmittel eines Freygeistes, und seine stärkste Vertheidigung ist der Spottgeist. Man mag sich immerhin der richtigsten Vernunftschlüsse bedienen, um einen von diesen hämisch kurzweiligen und spöttischen Geistern zu überzeugen, ein kahler Scherz wird bey ihm die Stelle der Antwort vertreten. Und weil diejenigen, die ihm zuhören, oftmals weder besser als er unterrichtet, noch auch besser gesinnet sind, so wird man sich lieber an ein Wort, welches er vorbringen, und mit einem gewissen Salze zu würzen wissen wird, an ein Mährchen, das er erfinden, und an einen lebhaften Einfall, der ihm entwischen wird, halten, als an die gegründeten Wahrheiten, die man ihm begreiflich zu machen suchet.

Die Gottlosen behaupten, das Leben und der Glaube richteten sich allezeit nach einander: das heißt, man lebe allezeit, wie man

man glaubte, und man glaube, wie man lebte. Sie sagen dieses deßwegen, damit sie dadurch ein Recht bekommen mögen, alle ihre Ausschweifungen dem Mangel der Ueberzeugung beyzumessen, ohne sie jemals ihrer Bosheit zuzuschreiben. Allein dieß ist ein Irrthum, dessen man sie gar leicht überführen kann, weil es eben so leicht ist den Glauben zu haben, und dennoch wider den Glauben zu handeln, als Vernunft haben, und doch wider die Vernunft handeln.

Der Gottlose findet in unsrer Religion unüberwindliche Schwierigkeiten, augenscheinliche Widersprüche, aufgelegte Unmöglichkeiten: mit einem Worte, alle diese Geheimnisse, spricht er mit einem entscheidenden Tone, sind unglaublich. Er sagt es, aber indem er es sagt, sieht er nicht ein, daß er eben hierdurch die Waffen wider sich selbst hergiebt; denn je weniger Glauben ihm unsere Geheimnisse zu verdienen scheinen, desto mehr muß er erkennen, was für ein

ein erstaunenswürdiges Wunder es gewesen sey, daß Geheimnisse, die seiner Meynung nach so unglaublich sind, dennoch mit einem so allgemeinen Beyfalle in der Welt seyn geglaubet worden, und noch geglaubet werden.

Warum macht sich der Freydenker ingeheim Lehrgebäude des Glaubens, oder besser zu sagen, der Ruchlosigkeit und des Unglaubens, nach welchen er lebet, als deßwegen, weil es ihm daran gelegen ist, daß die Religion ausgerottet, und sonst nichts wahr wäre, als was ihm schmeichelt und gefällt? So hartnäckig ein Freygeist auch immer seyn mag, so wird er doch, wenn er anderst ohne Verstellung antworten will, nicht läugnen, daß er nicht eher angefangen habe, an einem zukünftigen Leben zu zweifeln, als da es ihm vortheilhaft gewesen, daß mit diesem alles aufhörete; und daß, wenn er, wie der Atheist, in seinem Herzen gesagt, es wäre kein Gott, solches nicht eher geschehen wäre, als da es sein

Nutzen erfordert hätte, daß das göttliche Wesen zernichtet seyn möchte.

Was für eine Beschaffenheit würde es mit einem Staate haben, wo weder ein König, noch eine höchste Macht herrschete? In einer vollkommenen Freyheit alles ungestraft zu thun, wird ein jeder Herr seyn, für seine eigenen Vortheile alles, was ihm belieben wird, zu unternehmen: und da unsere Vortheile mit den Vortheilen eines andern selten übereinkommen, was wird hieraus entstehen? immerwährende Kriege, ewige Uneinigkeiten, allgemeine Strassenräubereyen: dergestalt, daß man für die Vertheidigung seiner Güter und seines Lebens immer die Waffen in den Händen wird haben müssen; man wird seine besondern Streitigkeiten durch Todschläge und Meuchelmorde rächen. Allgemeine Verwirrung, gänzlicher Umsturz. Ich rede nur von einem Reiche: indessen wollte der Gottesläugner dieses mit der ganzen Welt machen,

da

da er das wirkliche Daseyn eines Gottes bestreitet.

Die Ungläubigen lassen sich nicht so offenbar wider die Sittenlehre unserer Religion, als wider ihre Geheimnisse heraus, in welchen sie ihrem Vorgeben nach nichts begreifen, und welche alle menschlichen Begriffe über den Haufen werfen. Allein dieses ist nichts, als ein heimlicher Kunstgriff, und sie würden, wenn sie ihn aufrichtig erkennen wollten, gestehen, daß sie sich nur deßhalben wider die Geheimnisse auflehnen, damit sie mitten durch die Geheimnisse der damit verbundenen Sittenlehre den tödlichen Stoß beybringen, und ein Gesetz, das sich ihren Unternehmungen entgegen setzet, und sie in dem Genuße ihrer Ergötzlichkeiten störet, vernichten. Diese Geheimnisse würden ihnen keine Mühe mehr machen, und es würde sie nichts kosten, sie zu glauben, wenn sich dieses Gesetz zu dem Geheimnisse der Ungerechtigkeit, die sie in ihrem Herzen verbergen, schickete.

Was

Was die Ungläubigen beschämet, ist die Erzählung gewisser Wunder, die auch sogar menschlicher Weise sollten geglaubet werden, und welche die feinste, die mißtrauendste, und am wenigsten leichtgläubige Klugheit einräumen muß: der Bericht eines Menschen, der nicht nur untadelhaft und glaubwürdig, sondern auch sogar ehrwürdig ist, welcher sagt: Ich habe es gesehen, es ist mir begegnet, und ich rede aus meiner eigenen Erfahrung davon. Denn wenn man behauptet, alle diejenigen, welche jemals diese Sprache geführet hätten, wären entweder Betrüger oder Träumer gewesen; weil es einige, oder auch verschiedene derselben gegeben hätte, so müsse man dieses auch von allen übrigen sagen, und man dürfe nur alle diese Zeugnisse, ohne viele Untersuchung und Weitläuftigkeit, für falsch ausgeben; so ist dieses zwar ein sehr kurzer Weg, die Gottlosigkeit und Ruchlosigkeit zu erhalten, aber ein noch weit kürzerer, die Ausschweifung und Verwegenheit in Ansehen zu bringen.

Man

Man trifft sogar unter den Christen Menschen an, welchen ihr Gott, wenn ich so reden darf, nicht gefällt. Es steht ihnen nicht an, daß er dasjenige geworden, was er ist, und daß er dasjenige gewesen, was er hat seyn wollen. Er ist Mensch geworden; dieses bringt sie auf. Als Mensch hat er sich erniedrigen und leiden wollen; sie wollten ihn aber lieber in dem Glanze, in der Größe und Hoheit sehen. Und wenn sie ihn ändern könnten, so würden sie einen ganz andern Gott aus ihm machen Dieß ist der Begriff, oder vielmehr die stolze Einbildung aller derjenigen, die man starke Geister in der Welt nennet. In Wahrheit, es muß mit unserm Stolze auf das Höchste gekommen seyn, und wenn es uns erlaubt wäre, so glaube ich, wir würden sogar in den Himmel hinauf steigen, und die Bewegung der Gestirne verbessern. Was aber unsern Körpern nicht möglich ist, weil sie wegen ihrer Schwere auf der Erde bleiben müssen, das thut unser Verstand; denn er

erhebet sich nicht nur bis in den Himmel, sondern sogar über den Himmel, und er läßt es nicht dabey bewenden, daß er sich an den Werken des Herrn vergreift, sondern er vergreift sich sogar an dem Herrn selbst, indem er seine Geheimnisse beurtheilet.

Die Heiligkeit, ja auch sogar die gegründeteste und aufrichtigste Heiligkeit ist von der Bosheit der Freydenker zu allen Zeiten verfolget und getadelt worden. Sie haben sowohl sich, als auch andere zu bereden gesucht, es wäre in der Welt keine wahre Heiligkeit anzutreffen; oder sie haben sie doch wenigstens, indem sie die wahre Heiligkeit mit der falschen vermenget, in ein böses Geschrey zu bringen gesucht. Zween Kunstgriffe, derer sie sich bedienet haben, ihre Ruchlosigkeit zu vertheidigen, und, wenn es möglich gewesen wäre, zu rechtfertigen. Sie bilden sich ein, sie hätten bey ihrer Frechheit nichts zu befürchten, wenn sie so verwegen

gen wären und behaupteten, es wäre auf der Welt kein Heiliger anzutreffen; diejenigen, die man dafür hielte, hätten ihre Leidenschaften und Laster, wie die andern, und man könne mit Grunde der Wahrheit sagen, die ganze Welt wäre verderbt und verkehrt. Und bey diesem angenommenen Grundsatze, der eben so ausschweifend als boshaft ist, beruhigen und trösten sie sich, gleich als ob die greuliche Meynung, die sie von dem ganzen menschlichen Geschlechte hegen, eine Rechtfertigung ihrer Bosheit wäre, und sie von allen innerlichen Gewissensbissen befreyen sollte.

Weil es heuchlerische Fromme giebt, so macht der Ruchlose hieraus sogleich den Schluß, es könnten es alle seyn; und indem er immer weiter gehet, so hält er ganz gewiß dafür, es wären es die mehresten, ja sogar gemeiniglich alle; der Unterschied, der zwischen ihm und ihnen angetroffen würde, bestünde darinnen, daß diese gemeiniglich

weit listiger wären, und sich weit besser zu verstellen wüßten; anstatt gewisser grober Fehler, die sie aus bloßer Menschenfurcht zu vermeiden sucheten, hätten sie andere an sich, welche zwar feiner, aber doch bey Gott eben so verdammungswürdig wären. Daher kömmt es, daß er ihres ordentlichen und seines unordentlichen Lebens ungeachtet die Kühnheit hat, sich für nicht so strafbar zu halten als sie, weil er wenigstens aufrichtig ist, und sich nicht stellet, dasjenige zu seyn, was er doch nicht ist. Dieses sind die Vorurtheile, die ein ruchloser Mensch heget, und welche ihn auf die Gedanken bringen, alles, was man wahre Frömmigkeit nennet, wäre weiter nichts, als ein Hirngespinnste, und ein Name, woraus sich die Menschen eine Ehre machten, die aber nur in ihrer Einbildung bestünde, welche ihrer eigenen und strengen Bedeutung nach die Natur übersteigen würde, und folglich in der Welt nirgends anzutreffen wäre.

Von

Von der unreinen Liebe.

Die Poeten, welche die Gottesgelehrten des Heydenthums waren, wenn sie die schändlichen Handlungen und den schimpflichen Umgang ihrer falschen Gottheiten beschrieben, stellten sie niemals in ihrer natürlichen Gestalt, sondern allezeit als solche vor, die verhüllt, und oftmals gar in Thiere verwandelt waren. Wir tadeln sie, daß sie ihre Religion auf eine solche Art entehret, und die Majestät ihrer Götter beschimpfet haben. Wenn man aber die Sache recht betrachtet, so urtheilten sie besser davon als wir; denn sie wollten uns dadurch zu verstehen geben, diese vermeynten Götter hätten dergleichen Ausschweifungen nicht begehen können, ohne sich zu verkennen, und indem sie Ehebrecher geworden, hätten sie sich nicht nur des göttlichen Wesens beraubet, sondern sie hätten sogar dem Wesen der Menschen entsaget.

Da es einem Wollüstigen gewissermassen unmöglich ist, zu glauben, und sich Genüge zu thun, weil ihn die Betrachtung eines Gottes in seinem Vergnügen stöhret, und weil ihm sein Vergnügen durch die Betrachtung eines Gottes beständig untersagt wird; so faßt er endlich den Entschluß, dem einen zu entsagen, damit er sich bey dem Besitze des andern erhalten möge, und diesen Gott nicht mehr zu glauben, den er als einen unversöhnlichen Feind seines Vergnügens und seiner Ausschweifungen ansieht. Auf diese Art verkannte Salomon, der weiseste unter allen Menschen, dem von der Ceder an bis zu dem Isop, nichts von allem unbekannt war, was sich in der Welt befand, den Urheber derselben. Es wurde ihm nicht mehr schwer, vor steinernen Götzenbildern niederzufallen, seitdem er fleischerne Götzenbilder angebethet hatte; und er wurde der schönsten Einsicht seines Verstandes beraubet, seitdem er sein Herz schändlichen und unzüchtigen Creaturen gewidmet hatte.

Der Mensch, indem er seine Vernunft zu einem Sklaven seiner Lüste und Begierden macht, hat, um sich Genüge zu leisten, Laster erfunden, welche ihm seine Lüste und Begierden allein niemals würden eingegeben haben. Und gleichwie nur der Mensch unter den Thieren aus Antrieb der Tugend, und über die Gesetze der Natur keusch seyn kann; also kann auch nur der Mensch über die Gränzen der Natur lasterhaft und ausschweifend seyn.

Das ehemalige und gemeine Laster bestund darinnen, daß man mit Mitleiden sehen mußte, wie ein Thor unter dem Namen eines verschwenderischen, ja bis zur Ausschweifung verschwenderischen Liebhabers dem Geize und der Pracht eines eiteln Frauenzimmers, das er anbethete, Genüge leistete. Aber das itzige Laster besteht darinnen, daß man dagegen sieht, wie ein ehr- und gewissenloses Frauenzimmer, auf eine sonst unerhörte Art, einer eiteln Manns-

person, dessen Sklavinn sie geworden ist, von dem sie alles verträgt, der auf eine stolze und verächtliche Weise mit ihr umgeht, und in ihrem Hause alles nach seinem Gefallen einrichtet, Geld vorschießt, alle seine Ausgaben bestreitet, sich erschöpft, in Schulden steckt, ja ganz zu Grunde richtet. Dieses Laster schleicht sich zur größten Schande dergestalt ein, daß man es ganz gewohnt wird. Die Bedienten richten sich darnach, man gehorchet einem solchen Fremden, seine Befehle werden vollstreckt, weil man sieht, was für eine Macht und Gewalt ihm sein Laster verschafft; da indessen das Frauenzimmer kein Maaß mehr hält, und, weil sie sich vor niemand mehr scheuet, eine eitle Ehre darinnen suchet, daß sie nichts schonet, und ein Vergnügen darinnen findet, daß sie alles aufopfert, damit sie den lächerlichen Vorzug und den närrischen Ruhm haben möge, daß sie in ihrer Liebe beständig sey.

Ein Frauenzimmer, das mit weltlichen Vorstellungen angefüllet ist, und sich in Gesellschaften, und bey gefährlichen Unterredungen befindet, die es nicht unterbrechen will, ertheilet sich selbst das Zeugniß, daß sie keine böse Absicht dabey habe. Sie sieht aber doch ganz wohl ein, daß sie durch diesen Umgang die Leidenschaft eines wollüstigen Menschen unterhält, daß sie in seinem Herzen unordentliche Begierden erreget, daß sie ihn von den Wegen seiner Seligkeit abzieht, und zu seinen thörichten Schmeicheleyen und Liebkosungen Gelegenheit giebt; sie sieht gar wohl ein, daß, wenn sie seine öftern Besuche gestattet, ohne daß sie ihn in das Verderben stürzen will, sie ihn doch hinein stürzet. Sie hat zwar bey diesem Umgange keine andere Absicht, als ihrer Eitelkeit Genüge zu leisten; aber ihre Eitelkeit entzündet, ohne daß es ihre Absicht ist, in diesem jungen Menschen eine geheime Unkeuschheit, und unterhält sie in ihm. Sie beantwortet zwar die Neigung, die man

zu ihr trägt, durch nichts als Höflichkeiten, die sie bloße Wohlanständigkeiten nennet, und sie ist völlig entschlossen, es dabey bewenden zu lassen. Allein ihr Entschluß hindert nicht, daß sich nicht die Wirkungen ihrer Höflichkeiten viel weiter erstrecken, und daß sie nicht, wider ihren Willen, denjenigen in das Verderben stürzen sollte, den sie sich nur erhalten wollte, und dem sie nicht entsagen kann.

Welche Marter ist wohl mit der Marter eines Menschen zu vergleichen, welcher liebet, und sehen muß, daß er nicht wieder geliebet wird: der gefallen will, aber eben deßwegen mißfällt: der vor Begierde brennet, und doch nichts als Kaltsinnigkeit antrifft: der sich beständig dienstfertig und sorgfältig erweiset, und doch nur mit Verachtung dafür belohnet wird? So viel Kräfte er auch immer hat, so zehrt ihn doch diese lächerliche und seltsame, aber dabey hartnäckige Leidenschaft ganz und gar aus,

sie

sie richtet ihn vollkommen zu Grunde. Ob er gleich mit einem gesunden Verstande begabet ist, so macht sie ihn doch zum Thoren, sie bringt seine Vernunft auf das äusserste, und setzet ihn ganz außer Stand, sich zu helfen, so daß, ob er gleich von seiner Thorheit vollkommen überzeugt und überführt ist, er sie dennoch nicht überwinden, noch sich ihrer entschlagen kann. Er ist, so zu sagen, auf eine um so viel unglückseligere Weise bezaubert, weil er es mit seinem eigenen Schaden ist, da indessen andere, welche von dem, was er ausstehen muß, wenig gerührt werden, entweder darüber spotten, oder Mitleiden haben.

Ein Mann, der über die Beschimpfung seines Hauses empfindlich ist, ist die Person, die man auf der Schaubühne vorstellt: und eine Frau, die geschickt ist, ihn zu betrügen, ist die Heldinn, welche man auf dieselbe führt. Schauspiele, in welchen die Unverschämtheit sich öffentlich sehen läßt,

sind

sind diejenigen, welchen man seinen Beyfall ertheilet. Unterwerfung, Abhängigkeit und Beobachtung dessen, was unser Stand von uns fodert, alles dieses wird als eine Art von Tyranney vorgestellt, von welcher man sich zu befreyen wissen will. Man höret dieses mit Vergnügen an, und derjenige, welcher wegen seines traurigen Schicksals den größten Antheil daran hat, ist der erste, der sich daran belustiget.

Ein Mensch, welcher von der Leidenschaft einer sinnlichen Wollust auf eine grausame Weise beherrschet wird, behält sie bis in das Grab bey, und stirbt als ein abgöttischer Verehrer eines Gegenstandes, von welchem sich loszureißen ihn auch alsdenn nichts bewegen kann, da ihn der Tod von allem losreißen wird. Durch die verdammlichste Treue, durch das schändlichste Opfer verzehrt er sich endlich, so zu sagen, in den Flammen eines unzüchtigen Feuers. Ist nicht dieses der Ausgang jener strafbaren

ren Verbindungen, wo man in den letzten Zügen noch nach demjenigen seufzet, was man auf eine so thörichte Weise geliebet hat? Er widmet, der Wollüstling, seine letzte Sorgfalt, und seine letzten Wünsche noch einer Leidenschaft, aus welcher er sich beynahe eine Religion gemacht hat. Der einzige Schmerz, der ihn rühret, ob er gleich schon halb todt ist, besteht nicht darinnen, daß er den unglückseligen Gegenstand seiner Ausschweifungen aus Neigung und Liebe so eiferig gesuchet hat, sondern daß er sich genöthiget sieht, denselben zu verlassen.

Man gelanget durch die Wollust nicht zur Ehre, sondern man muß der Wollust entsagen, wenn man zur wahren Ehre gelangen will; denn die Wollust führet zu nichts dauerhaften, und zu nichts großem. Niemals hat dasjenige, was man ein wollüstiges Leben nennet, eine Tugend hervorgebracht, edle Gesinnungen eingeflößset, und den Menschen über sich selbst erhoben.

hoben. Die Wollust und die Ehre sind Sachen, welche in diesem Leben nicht bey einander stehen können, und wer sich einbildet, er werde sie miteinander vereinigen können, der schmeichelt und betrügt sich, weil er von den falschen Begriffen, die er von dem einen, oder dem andern hat, verführet wird. Mit einem Worte, wo die Liebe zur Wollust herrschet, da muß das Verlangen nach Ehre weichen und aufhören; und wo das Verlangen nach Ehre aufrichtig ist, da muß die Wollust aufgeopfert werden.

Von der Abgötterey.

Woher ist eigentlich der Aberglaube und die Verehrung der falschen Gottheiten entstanden, die so lange Zeit in der Welt geherrschet hat? Die gar zu große Neigung und Bereitwilligkeit der Menschen, dasjenige zu glauben, was ihnen vortheil-

haft

haft ist, wenn es auch gleich noch so unglaublich zu seyn scheinet, dieses hat so viele Völker abgöttisch gemacht. Man gab gewissen Menschen zu verstehen, sie wären Götter, und da man es ihnen mehr als einmal vorsagte, so wollten sie als Götter gehalten und geehret seyn. Diejenigen, welche zu erst diese Sprache gegen sie führten, wußten nur mehr als zu wohl, daß sie keine waren; aber die Schmeicheley trieb sie an, alles zu thun, was sie im Ernste würden gethan haben, wenn sie von dem, was sie sagten, wären überzeugt gewesen. Selbst die Fürsten und Helden, welchen man diese Ehre erwieß, wußten nur mehr als zu wohl, daß sie ihnen nicht gebührete; aber die Begierde, sich zu erheben, brachte es nebst einem politischen Vortheile dahin, daß sie sie anfangs zuließen, und bald darauf forderten. Es rührete aus einem sehr groben Irrthume her, daß es sich die Völker gefallen ließen, sie ihnen zu erweisen; nachdem aber dieser Irrthum nach

und

und nach zu einer Meynung, und unvermerkt zu einem heiligen Gesetze geworden war, so bauete man ihnen, ob sie gleich sterblich waren, Tempel, man widmete ihnen Altäre, man brachte in ihrem Namen Opfer, und diese sündlichen und gottlosen Menschen wurden für irdische Gottheiten gehalten.

Es sind sogar auch in dem Christenthume noch Merkmale von diesem Mißbrauche übrig, und es ist in der Welt nichts gewöhnlicher, als eine Art von Abgötterey, die in derselben ausgeübet wird, und deren Gebrauch eingeführet ist. Man sagt zwar zu den Großen und Reichen nicht mehr, sie wären Götter; man sagt aber zu ihnen, sie wären nicht wie andere Menschen beschaffen, sie hätten keine menschlichen Schwachheiten an sich, sondern sie besäßen Eigenschaften, die sie von andern Menschen unterschieden, und über sie erhüben; und man sondert sie dergestalt von der gemei-

nen

nen Art der Menschen ab, daß sie endlich vergessen, daß sie Menschen sind, und deßwegen als Götter bedienet werden wollen. Denn sie bedenken nicht, daß ihre Verehrer und Anbether mehrentheils eigennützige Personen sind, die sich vorgenommen haben, ihnen zu gefallen, oder die vielmehr besoldet werden, um sie zu hintergehen.

Diese Gattung der Abgötterey ist nicht nur bey den Großen und Mächtigen in der Welt anzutreffen, sondern sie herrschet durchgängig in allen Ständen, und bringt in denselben gewissermaßen eben dieselben Wirkungen hervor. So ist ein weltlichgesinntes Frauenzimmer gleichsam der Abgott, ich weiß nicht wie vieler fleischlichen Mannspersonen, die sich um sie herum versammeln, und ihr durch ihre sündlichen, und bis zur Anbethung getriebenen Liebkosungen einen Begriff von ihr beybringen, der vermögend ist, sie in das Verderben zu stürzen; denn es folget hieraus, daß sie niemals zur

Erkenntniß ihrer selbst gelanget, und ob sie gleich voller Fehler ist, dennoch keinen davon zu verbessern sucht; sie hält sich, ob sie gleich ganz leer und unvollkommen ist, dennoch für eine vollkommene Person, als welches das Wort ist, dessen man sich ohne Unterlaß bedienet, und welches man beständig gebrauchet, sie zu verführen und zu verderben.

Der Götze des Hofes ist das Glück; bey Hofe bethet man ihn an; bey Hofe opfert man ihm alles, seine Ruhe, seine Gesundheit, seine Freyheit, ja sogar sein Gewissen und seine Seligkeit auf. Bey Hofe richtet man seine Freundschaft, seine Ehrerbiethung, seine Dienste, seine Gefälligkeiten, und seine Pflichten nach ihm ein. Wenn ein Mensch dem Glücke im Schooße sitzt, so ist er eine Gottheit für uns. Trägt es sich aber zu, daß eben der Mensch, den man auf eine abgöttische Weise verehrte, in Verfall geräth, und sich nicht mehr in seinen

seinen vorigen Umständen befindet, so verschwinden alle seine falschen Verehrer und Anbether, und sind die ersten, die seiner vergessen, weil der Götze des Glücks, den man in ihm verehrete, nicht mehr vorhanden ist.

Wir können es bisweilen nicht fassen, wie die Heyden so dumm und einfältig seyn, und ehrlose, blutschänderische Götter anbethen konnten. Es rührete dieses daher, weil ihnen daran gelegen war, solche Götter zu haben, und weil es ihnen zu der Zeit, da sie einer schändlichen Leidenschaft unterlagen, vortheilhaft war, wenn sie sich auf ein solches Beyspiel berufen konnten. Dieses ist der ganze Grund von der Abgötterey und dem Heydenthume.

Die Römer, aus einem unerträglichen Stolze, anstatt sich ihren Göttern zu unterwerfen, beurtheilten und tadelten sie dieselben. Man berathschlagte sich in den Raths-

versammlungen, ob man einen Gott in das Kapitolium aufnehmen müsse oder nicht; und es wurde ein solcher Gott, nach dem verschiedenen Geschmacke, und nach den verschiedenen Meynungen, entweder angenommen, oder verworfen. Gefiel er den Richtern, die deßwegen ein Urtheil fällen sollten, so wurde er unter die Zahl der Götter aufgenommen. Erhielt er aber diesen gerichtlichen Beyfall nicht, so wurde er mit Verachtung verworfen; wenn also diese vermeynten Götter den Menschen nicht gefielen, so waren sie keine Götter mehr.

Die Menschen in dem Heydenthume, da sie sich ihre Götter selbst gemacht, so haben sie dieselben nach ihrem Gutbefinden, und so, wie sie sie verlanget, gemacht; und weil sie befürchteten, diese vermeynten Götter möchten gar zu strenge Richter seyn, und ihren unordentlichen Lebenswandel gar zu strenge verdammen, so machten sie Götter aus ihnen, welche Leidenschaften hatten,

ten, und eben die Laster ausübten, die wir ausüben, damit sie ein jeder ohne Schaam und Scheu, ja sogar mit Ehren begehen könnte. So weit hat die Leidenschaft die Blindheit unter den Heyden getrieben. Aber der Gott der Christen ist von einer ganz andern Art und Beschaffenheit; denn weil er nicht von Menschenhänden ist gemacht worden, so haben ihn die Menschen bey allen ihren Kunstgriffen nicht nach ihren Gesinnungen einrichten können; und weil er sich auch nicht selbst gemacht hat, was er ist, sondern wegen der Nothwendigkeit seines Wesens heilig ist, so war es auch nicht möglich, daß er sich nach ihren verderbten Neigungen einrichten konnte. Was thut nun also der Freydenker? Da er ihn als einen solchen kennet, und verzweifelt, daß er ihn ändern könne, so nimmt er ihn nicht für seinen Gott an, und anstatt in die Irrthümer der Abgötterey und des Aberglaubens zu verfallen, hat er gar keine Religion, das heißt, anstatt Gott solche Din-

ge zuzueignen, die sich für Gott nicht schickten, rottet er alle Begriffe der Gottheit aus seiner Seele aus.

Es findet sich unter den falschen Religionen des Heydenthums, und der christlichen Religion dieser wesentliche Unterschied, daß in dem Heydenthume diejenigen, welche gut und tugendhaft waren, es nicht aus Religion waren, weil die heydnischen Religionen vielmehr zu den Lastern antrieben, und in ihren vermeynten Gottheiten die Muster und Beyspiele davon vor die Augen legten; so daß man alle Laster und Ausschweifungen, die unter den Heyden begangen wurden, ihrer Religion, oder vielmehr ihrem Aberglauben zuschreiben konnte, ohne ihm etwas von allen den Tugenden, welche ausgeübet wurden, zuschreiben zu können. Aber vermög eines gerade entgegen stehenden Vorrechtes muß alles das Gute, welches in dem Christenthume geschieht, der christlichen Religion zur Ehre gereichen, weil

sie

sie es ist, die es befiehlt und anräth; und nichts von allem den Bösen, welches geschieht, darf zu ihrer Schande gereichen, weil sie es zuerst und auf das schärfste verbiethet und verdammet.

Was für einen Unterschied treffen wir nicht zwischen den Anbethern des Baals, und den Anbethern des wahren Gottes an? In dem Tempel des Baals vergoßen die Menschen ihr Blut um ihres Gottes willen; aber in dem Tempel des wahren Gottes vergießt Gott sein Blut selbst um der Menschen willen. Dort zerfleischte sich ein abgöttisches Volk, damit es einer falschen Gottheit gefallen möchte; hier aber schonet der Gott, welcher Mensch geworden ist, seines eigenen Fleisches nicht, damit er ein Volk gläubig machen möchte. Ein unreines Blut, welches dem Baal geopfert wird, ist das Geheimniß der Gottlosigkeit: aber das Blut eines Gottes, welches uns reiniget, ist das Geheimniß der göttlichen Liebe.

Die Heyden waren vielmehr die Erretter ihrer Götter, als ihre Götter ihre Erretter waren. Was aber uns anbetrifft, so bethen wir einen Gott an, der ein Erreter und Heiland ist; und die eine von diesen beyden Eigenschaften giebt uns Anlaß, die andere daraus zu schließen. Denn wir sehen deutlich ein, daß es unser Gott an nichts hat ermangeln lassen, uns zu erretten und selig zu machen, eben darum, weil er unser Gott war. Wir können aber auch nicht mehr zweifeln, daß er unser Gott ist, weil er uns sogar durch sein Blut erretten und selig machen wollen.

Von dem Irrglauben.

In Sachen, welche den Irrglauben betreffen, ist der Schein der Strenge oftmals weit gefährlicher, als das Verderbniß und eine allzu große Gelindigkeit. Denn da eine Irrlehre, die zu einer allzu großen Ge-

Gelindigkeit geneigt ist, nichts an sich hat, das ihr Ansehen verschaffet; da sie von den Grundsätzen aller Frommen bestritten wird, und den Grundwahrheiten des Evangeliums ganz augenscheinlich zuwider ist, so fällt, und zerstöret sie sich von sich selbst. Da hingegen diejenige, die für die Strenge eingenommen zu seyn scheint, sich eben dadurch ein gewisses Ansehen zuwege bringt, welches man nicht leicht über einen Haufen wirft, weil sie sogleich alle einfältige und redlichgesinnte Gemüther zu ihrem Vortheile einnimmt, und auch noch über dieses in ihrer Unwissenheit und Halsstarrigkeit etwas antrifft, das sie stärket, und erhält.

Man verläßt den Weg der Wahrheit, und geräth in schädliche Irrthümer, weil man sich von dem Glanze einer scheinbaren Heucheley verblenden läßt. Und hierdurch ist es geschehen, daß sich fast alle Sekten auf eine so erstaunende Art ausgebrei-

breitet haben. Denn sehet nur, was geschehen ist. Man sah Leute, welche, damit sie ihren Neuigkeiten ein Ansehen verschaffen, und ihre Sekten unterstützen möchten, alles Aeußerliche der gewissenhaftesten und strengsten Frömmigkeit an sich nahmen; und welche, indem sie sich auf solche Art einschlichen, ihr Gift in die gesundesten Theile der Kirche ausbreiteten. Sie durften sich nur mit dem Schaafskleide, welches sie angezogen hatten, sehen lassen, um es bey dem Volke dahin zu bringen, daß es ihnen nachfolgete; der bloße Name der Lehrverbesserung, den sie allenthalben ausposaunten, gefiel einem jeden, die Unwissenden wurden eingenommen, die Frommen gewonnen, und die Andächtigen gereizet. Es war zwar alles dieses bey den mehresten weiter nichts, als die Wirkung einer pöbelhaften Einfalt; es fand aber doch diese von der Heucheley verführte Einfalt gar bald Leute, die sie billigten, Gönner, Nachfolger der Irrlehre. Wenn sie gewußt

hät-

hätten, daß diese Sektierer, die sich in Schafe verkleidet hatten, in der That reissende Wölfe wären, so würden sie sich nicht zu ihnen gehalten haben; weil sie aber einfältig waren, ohne zu gleicher Zeit klug und vorsichtig zu seyn, so folgten sie ihnen blindlings nach, und geriethen nebst ihnen in das Verderben.

Die Freydenker, die keine Religion haben, sind voll Freude, wenn sie Uneinigkeiten in der Religion sehen; und weil sie diese Spaltungen nicht unterhalten können, wenn sie nicht die Parthey der Schwärmerey und der Empörung unterstützen, so ist eben dieses der Beweggrund, warum sie ihr allezeit zugethan sind. Dieser Ursache wegen trägt es sich ziemlich oft vermittelst der verwunderlichsten und entsetzlichsten Verfügung zu, daß ein Mensch, der an Gott nicht glaubet, sich für einen Vertheidiger der unüberwindlichen Kraft der Gnade aufwerfe, und auf die unbescheidenste Art der Lobredner der strengsten Sittenlehre werde.

Was hat zu allen Zeiten Meutereyen in der Kirche hervorgebracht? die Liebe zum Sonderbaren. Es sind Leute, die vermög einer unglücklichen Trennung mitten in dem Christenthume besondere Gesellschaften, zum Nachtheile der Einheit, unterhalten; Leute, die sich einen besondern Nutzen und Vortheil erdichten, die sich eines gewissen Oberhauptes rühmen, dessen Sekte eben so neu, als der Name ist, und welche lieber den Glauben der Kirche verlassen, als diesem vermeynten Oberhaupte entsagen wollen. Deßwegen haben die Anhänger dieser unglücklichen Sekten allezeit wider ihren Willen Namen gehabt, die sie in der Welt von andern unterschieden haben; da hingegen wir, die wir gläubig geblieben sind, den Namen der Katholiken und Kinder der allgemeinen Kirche beybehalten haben, einen ehrwürdigen Namen, den man uns nicht streitig gemacht hat, und dessen ruhiger Besitz einer von den Titeln ist, den wir auf das sorgfältigste aufbewahren.

Der

Der Unterschied der Religion ist zu allen Zeiten, so zu sagen, das Schwert der Spaltung und Trennung unter den Menschen gewesen, dergestalt, daß es auch sogar die unverletzlichsten Bande der Natur gänzlich getrennet hat. Also hat man auch zu allen Zeiten die Einigkeit der Religion als das geheiligste Band der Freundschaft betrachtet. Auch sogar die Irrlehrer denken also; daher kömmt es, daß, wenn sie Sekten machen, sie anfangen einander zu helfen. Wir wissen, wie genau sie miteinander verbunden sind, wie sich einer des andern annimmt, wie sie einander in der Noth beystehen. Wer thut dieses? Es ist keineswegs die Einigkeit des Glaubens, weil sie außer der Kirche keinen Glauben haben können; sondern es ist die Einigkeit des Irrthums, die Einigkeit der Lügen, die Einigkeit der Trennung.

Die Sektenstifter haben immer zum Grundsatze gehabt, sich fürchterlich zu machen,

chen, und es hat ihnen gemeiniglich gelungen. Sie zogen hieraus zween Vortheile: einen, die furchtsamen Geister aufzuhalten, und den andern, die eigennützigen Gemüther an sich zu ziehen. Tausend furchtsame Geister, denen es an der Geschicklichkeit nicht mangelt, und die ihnen Trotz bieten könnten, getrauen sich doch nicht sie anzugreifen, weil sie nicht eine mächtige Parthey wider sich aufbringen, und sich über den Hals ziehen wollen; und tausend eigennützige Gemüther, welche ihre Absichten und Ansprüche haben, gesellen sich zu ihnen, in der Hoffnung, die Parthey werde sie unterstützen, und ihre Vortheile befördern. Eine Hoffnung, die nicht übel gegründet ist. Mit diesem Beystande sieht ein Author seine Werke von der ganzen Welt als Meisterstücke hervorgesuchet, alle Worte eines Führers werden als Worte des Lebens angenommen, und ein Prediger wird als ein Orakel angehöret.

Die

Die eiteln und stolzen Geister, indem sie sich von dem Mittelpunkte der Wahrheit und Einigkeit entfernen, verfallen fast in eben so viele Irrthümer, als sie Schritte thun. Um einen Satz zu rechtfertigen, in Ansehung dessen man in sie dringet, und welchen sie aus einer übelverstandenen Ehre nicht wiederrufen wollen, tragen sie einen andern vor, der eben so falsch, und eben so wenig zu vertheidigen ist, als der erste. Diesen andern Satz zu behaupten, in Ansehung dessen man ihnen neue Schwierigkeiten macht, ersinnen sie einen dritten, der eben so böse, als die beyden andern, ist. So verwickeln sie sich, vermög einer Kette von Irrthümern, die nothwendig miteinander zusammen hängen, in eine Art von Labyrinthe, in welchem sie verbleiben. Man verfolgt sie zwar darinnen; weil sie aber unaufhörlich streiten, Einwendungen machen, und sich mit allen Spitzfindigkeiten und Ausflüchten, welche ihnen der Lügengeist eingiebt, vertheidigen, so bilden sie sich end-

lich

lich ein, sie hätten schlechterdings Recht, ihre Gegner könnten ihnen nichts gründliches und überzeugendes entgegen setzen, sie hätten ihnen sehr gut zu antworten gewußt, und einen vollkommenen Sieg davon getragen. Wenn man sie gleich unzähligemal zu Boden schlüge, und sie mit Beweisen überhäufete, so würde sich ihr Stolz doch niemals ergeben, sie bleiben auf ihrer Eigensinnigkeit, sie leben und sterben darinnen.

Woher ist die Verwirrung entstanden, die man zu allen Zeiten bey der Ausbreitung irriger Lehren wahrgenommen *hat*? Aus dem Stolze der menschlichen Vernunft. Es warf sich ein jeder zu einem Lehrer auf, der nach seiner Art und nach seinem Gefallen lehrete; und es verlangte ein jeder, man solle ihn anhören. Daher entstunden die Spaltungen unter den Menschen, die Trennungen in den Kirchen, und die Kriege in den Ländern. Was sich nun aber in einer und eben derselben Sekte zugetragen hat,

das

das trägt sich noch täglich in einem und eben demselben Menschen zu; er wird mit sich selbst uneins, und macht sich verwirrt, so bald er so unglücklich ist, und sich nicht an die Einfalt des Glaubens hält.

Von der Erkänntniß seiner selbst.

Wenn wir uns auch gleich beständig alle Mühe gäben, uns zu untersuchen, und uns kennen zu lernen, so würden wir dennoch niemals genugsames Licht und genugsame Einsicht besitzen, alle die Schwachheiten und Fehler, die wir an uns haben, zu entdecken, weil die Eigenliebe, die gleichsam eine Decke vor unsern Augen ist, durch welche sie nicht sehen können, allezeit einen Theil derselben vor uns verheelen, und uns hindern wird, uns in Ansehung des übrigen eine genaue Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir müssen also uns entweder schlechterdings gar nicht wollen kennen

nen lernen, oder wir müssen durch die Erkänntniß, die man von uns hat, diejenige, welche uns mangelt, ersetzen und vollständig machen. Und da in uns ein Grund von solchen Wahrheiten liegt, die uns betrüben und demüthigen können, so müssen wir es uns gefallen lassen, daß uns diese Wahrheiten von andern gesaget werden, weil wir nicht Einsicht genug besitzen, sie uns selbst zu sagen.

Mitten unter den Ungläubigen hat man Menschen angetroffen, die eben so eiferig waren, ihre Mängel und Gebrechen kennen zu lernen, als wir von den unsrigen unterrichtet zu werden, zu vermeiden suchen. Germanicus, ein junger Herr von dem Hofe und sogar von dem Hause des Augustus, von der edlen Neugierigkeit sich kennen zu lernen gerührt, da er sich an der Spitze des römischen Kriegsheeres befand, nahm sich von Zeit zu Zeit die Mühe sich zu verkleiden, des Abends, ohne daß er erkannt wurde,

de, die Quartiere seiner Armee zu besuchen, sich ganz heimlich an die Zelte zu schleichen, und zu hören, was seine Soldaten redeten; weil er wohl wußte, daß sie zu solcher Zeit einander mit desto größerer Freymüthigkeit sagten, was sie von dem Verhalten ihres Feldherrn dächten. Es ist wahr, dieser Prinz hat sich dadurch ein Vergnügen zu machen gesucht, weil er von der Hochachtung versichert war, die man gegen sein kluges Verhalten hegete; er genoß die Früchte seiner Ehre, indem er allenthalben nichts als Lobeserhebungen gehöret, die ihm um so viel angenehmer seyn mußten, je freyer und ungezwungener sie waren. Zum wenigsten aber ist doch auch dieses gewiß, daß, wenn an ihm etwas zu tadeln war, oder man einige Ursache über ihn zu klagen hatte, er dadurch Gelegenheit bekam, es zu erfahren.

Wir lieben uns dergestalt, daß wir auch sogar unsre Fehler und Laster auf eine ab-

göttische Art verehren. Das Seltsame aber, und was dem ersten Ansehen nach unglaublich scheinen würde, wenn es die Erfahrung nicht bestättigte, ist dieses, daß wir uns aus eben dem Grunde, aus welchem wir uns lieben, gar sehr scheuen, uns kennen zu lernen, und es zu vermeiden suchen; weil wir wissen, daß, wenn wir uns kenneten, wir uns würden genöthiget sehen, uns zu hassen, und daß, wenn wir das Innerste unseres Elendes recht eingesehen hätten, wir die Eigenliebe nicht mehr würden beybehalten können, welche uns ganz eingenommen hat, und in unserm Herzen herrschet. Daher kömmt es, daß wir uns, vermög eines geheimen Triebes dieser Liebe, von dieser Erkänntniß unser selbst entfernen, und daß einem Menschen in seinem Leben nichts verdrüßlicher und beschwerlicher ist, als in sich zu gehen, Betrachtungen über sich anzustellen, sich zu untersuchen und sich selbst zu richten; weil alles dieses auf nichts anders hinaus laufen kann, als ihn

zu demüthigen, und folglich den Besitz zu stöhren, in welchem er ist, sich selbst zu schmeicheln, und an sich selbst ein Wohlgefallen zu haben. Indessen sollte doch alles dieses geschehen, und es ist eine abendtheuerliche Sache, daß sich eine vernünftige Creatur niemals kennet, und ein sehr großer Fehler, daß, da sie sich niemals kennet, sie sich allezeit auf eine unbillige Weise liebet.

Wir kennen uns selbsten nicht, und daher kömmt es, daß wir so große Beschwerde haben uns zu demüthigen; und weil wir uns nicht gerne erniedrigen, so geschieht sogar, daß wir uns nicht allein nicht kennen, sondern daß wir uns auch nicht kennen wollen. Wir dörften nur einen Blick auf uns selbsten machen, um den Grund unsers Elendes zu entdecken; aber eben dieser Grund des Elendes hält uns ab, einen Blick auf uns zu werfen.

Wir haben Laster, die wir nicht kennen, weil wir sie nicht kennen wollen, und wir wollen sie nicht kennen, weil dieses Kenntniß uns eine unangenehme Abschilderung von uns selbsten machen, weil es uns von der guten Meynung, die wir von uns selbsten haben, abziehen, weil es uns eben jenes, was wir nicht wissen wollen, nämlich uns demüthigen lehren würde. Es haben sich viele Gelehrte in der Welt hervorgethan, und es thun sich noch täglich viele hervor. Was für Entdeckungen haben sie nicht gemacht, und was für welche machen sie nicht noch immer? Ach! man weiß alles, wie es scheinet, und man besitzt alle Wissenschaft, nur die Wissenschaft seiner selbst ausgenommen.

Von den menschlichen Urtheilen.

Die mehresten Urtheile der Menschen sind Urtheile, bey welchen die Leidenschaft herrschet, wo die Leidenschaft Aussprüche thut, und auf eine unumschränkte, aber

zum Nachtheile des Nächsten grausame Weise entscheidet; Urtheile, welche die Abneigung und der Neid hervorbringt, und deren schädliche Folgen keinen andern Zweck haben, als alle natürliche Billigkeit über einen Haufen zu werfen. Es ist z. B. für uns schon genug, daß wir einen Menschen als unsern Feind ansehen, um ihm keine Gerechtigkeit mehr wiederfahren lassen zu können, so sehr sind wir alsdenn geneigt, ihn zu tadeln, und in ein böses Geschrey zu bringen. Sobald er sich unsern Unwillen zugezogen, oder das Unglück gehabt hat, ohne alle Ursache bey uns in Ungnade zu fallen, so besteht die Wirkung der Leidenschaft, von welcher wir eingenommen sind, darinnen, daß sie auch seine unschuldigsten Handlungen bey uns anschwärzet, und auch sogar seine Absichten vergiftet, daß sie seine Tugenden vor uns verheelet, und hingegen seine Laster in unsern Augen vergrößert. Er würde vergeblich Wunder thun, weil auch selbst seine Wunder weiter zu nichts dienen

würden, als ihn bey uns nur verhaßter zu machen. Er würde vergeblich alle Tugenden besitzen, seine herrlichsten Tugenden bekommen in unserer Einbildung den Anstrich und die Farbe der Laster; weil wir nicht nach den Eigenschaften, die er an sich hat, sondern nach unserer Leidenschaft und Bosheit von ihm urtheilen. Ist er fromm und gottesfürchtig, so geben wir ihm Heucheley Schuld; ist er es nicht, so halten wir ihn für gottlos. Ist er demüthig, so sehen wir seine Demuth als eine Schwachheit an. Ist er herzhaft, so nennen wir seinen Muth Stolz und Hoffart. Andere mögen ihn immerhin mit Lobeserhebungen überhäufen, die Leidenschaft, von welcher wir eingenommen sind, macht, daß wir diese Lobeserhebungen für lauter Schmeicheleyen und Lügen halten.

Man richtet und beurtheilet die Menschen nach dem Scheine, da man doch vielmehr den Schein nach den Menschen beurtheilen sollte. Denn wie viel treffen wir nicht Men-

schen

schen an, welche aus verschiedenen Ursachen dasjenige gar nicht sind, was sie zu seyn scheinen, und hingegen auch dasjenige gar nicht zu seyn scheinen, was sie doch sind? Wie viel giebt es deren nicht, welche, ich weiß nicht, aus was für einer Nachläßigkeit, von dem Guten, das sie an sich haben, wenig von sich blicken lassen? Und hingegen wie viele giebt es nicht auch, die weiter an nichts denken, als das Böse, das sie an sich haben, zu verbergen, und sich mit dem Guten, das sie nicht an sich haben, zu schmücken? Beurtheilet man nun dergleichen Personen nach dem äußerlichen Scheine, so sind die Vorstellungen, die man sich von ihnen machet, lauter Ungerechtigkeiten. Man urtheilet von den Handlungen, ohne die Quelle derselben, welche die Bewegungsgründe und die Absichten sind, einzusehen; oder man sucht vielmehr die Bewegungsgründe und die Absichten zu errathen, damit man ein Recht haben möge, die Handlungen auszulegen, und zu beurtheilen.

Was ist verhaßter, als ein Mensch, dessen Tadel ein jedweder ausgesetzt ist? was ist verhaßter als ein Richterstuhl, der aus eigener Macht und Gewalt ist aufgerichtet worden, wo man von dem Werthe der Menschen auf eine unumschränkte Art urtheilet, wo der eine für denjenigen erkläret wird, der er seyn soll; wo der andere bisweilen auf immer und ewig in einen bösen Ruf gebracht, und ihm ein Schandfleck angehängt wird, den er nicht wieder los werden kann; und wo alle und jede ihr Urtheil erhalten, welches ohne Unterschied, und ohne das geringste Mitleiden über sie gefället wird?

Es ist in der Gesellschaft, und dem täglichen Umgange nichts gefährlicher, als die starken und argwöhnischen Einbildungen, womit man sowohl sich als auch andere gar sehr martert. Ein solcher Mensch sieht die Sachen allezeit auf einer bösen Seite an, und leget sie allezeit entweder zu seinem eigenen Schaden, oder zum Schaden des

Nächsten aus. Es sind gemeiniglich weiter nichts als Einbildungen und Hirngespinnste, die er sich macht; aber diese Einbildungen und Hirngespinnste nehmen ihn ein, und vergiften ihn. Eine rechtschaffene Seele ist hingegen geneigt, alles gut auszulegen; sie billiget zwar das Böse nicht, sie glaubet es aber auch nicht leicht, und will lieber hintergangen werden, indem sie gar zu geneigt ist, eine Sache gut auszulegen, als wenn sie dieselbe gar zu strenge verwirft.

Wir mögen uns einbilden, was wir nur wollen, so werden wir dadurch doch nicht hindern, daß die Welt richtet und redet. Wir mögen uns immerhin einbilden, man werde in der Ehrenstelle, die wir bekleiden, unser schonen, wenn wir gleich noch mehr wären; ja je größer wir oftmals seyn werden, desto weniger wird man uns schonen. Vergeblich wird sich unser Stolz dadurch beleidiget finden; unsere Empfindlichkeit, oder der Hochmuth, den wir von uns werden blicken lassen, wird weiter zu nichts

nichts dienen, als die Welt nur noch mehr zu reizen, unser Verhalten weit genauer zu untersuchen. Vergeblich werden wir Gönner unserer Leidenschaften, und Leute antreffen, die willfährig und niederträchtig genug sind, unsern Lastern zu schmeicheln; je mehr unsere Laster werden bekannt werden, desto freyer und öffentlicher wird man sie verdammen. Anstatt eines Schmeichlers, der uns seinen Beyfall ertheilet, werden tausend Tadler aufstehen, die sich an unsern Ausschweifungen ärgern, und sie nicht verschweigen werden. Anstatt einer stummen Zunge, welche die Wahrheit gefangen halten und unterdrücken wird, werden sie hundert andere zu unserer Beschämung öffentlich bekannt machen.

Man sieht Frauenzimmer, welche, ob sie gleich in solche Gesellschaften verwickelt sind, die auch sogar die gelindeste Liebe weder entschuldigen, noch günstig auslegen kann, sich dennoch einbilden, man könne ihnen keine Vorwürfe machen; verlangen,

daß

daß man sie für solche halten und ansehen soll; es übel nehmen, wenn man es nicht einräumet; die Schuld auf diejenigen schieben, die daran zweifeln; und dieses unter dem Vorwande der Pflicht, die uns Gott auferleget, nicht zu richten. Eine Pflicht, von welcher sie sehr viel zu sagen wissen, weil sie ihren Nutzen dabey finden, ohne zu bedenken, daß, wenn sich dieser Grundsatz so weit ausdehnen ließe, als sie es thun, die schändlichsten Ausschweifungen ganz ruhig in der Welt herrschen würden, weil es nicht erlaubt seyn würde, den Schein davon zu verdammen, der indessen doch alles Aergerniß derselben ausmacht, und ein solcher gebilligter Schein die schädlichsten Wirkungen nach sich ziehen würde. Aber, wird man sagen, es sind verwegene Urtheile; ich behaupte aber, es sind vernünftige, kluge und sehr wohlgegründete Urtheile. Sie können falsch seyn; aber bey einer nicht gar zu vorsichtigen Aufführung können sie nicht verwegen seyn.

Wir

Wir wollen uns oftmals durch eine eingebildete Stärke des Geistes über das Urtheil und die Gerichte der Menschen erheben, ja wir bilden uns bisweilen ein, wir wären wirklich zu dieser glückseligen Unabhängigkeit gekommen. Wenn wir uns aber zu gleicher Zeit nur einigermaßen selbst fragen, so sehen wir mehr als zu wohl, daß wir uns betrügen. Ich will sagen, wir möchten dieses Urtheil der Welt gern verachten, und uns nichts daraus machen; allein wir mögen es verachten, wie wir wollen, oder wir mögen uns stellen, als ob wir es verachteten, so verspüren wir doch in dem Innersten unserer Seele nur mehr als zu wohl, daß wir uns davor fürchten. Und in Wahrheit, wenn wir zu der Zeit, da wir ganz ruhig, und vielleicht mit uns selbst vergnügt sind, erführen, wofür wir in der Welt gehalten würden: so würde weiter nichts nöthig seyn, uns bestürzt zu machen, und uns den heftigsten und tödlichsten Verdruß zu erregen. Es gründet sich also die

Ruhe

Ruhe und Zufriedenheit unseres Lebens oftmals weiter auf nichts, als auf die Unwissenheit, in welcher wir uns in Ansehung der Urtheile befinden, die man über unsere Person, über unsere Handlungen, und über unsere Eigenschaften fället; allein man befreye uns einmal von dieser Unwissenheit, so werden wir anfangen unglücklich zu seyn.

Von der strengen Sittenlehre.

Man treibt oftmals die Strenge bis zum Irrthume, ja man bedienet sich der Strenge selbst, den Irrthum zu unterstützen und in Ansehung zu bringen.

Die Irrlehrer sind stolze und listige Leute, die den Schein einer betrüglichen Strenge an sich nehmen, damit es nicht das Ansehen haben möchte, als ob sie des Lichtes der Wahrheit beraubet wären.

Die

Die Sekten, welche in ihrer Sittenlehre die strengsten sind, sind bey ihrer Ausbreitung gemeiniglich die ansteckendesten und bösesten gewesen, und welche zu besiegen es dem Glauben der Kirche weit mehrere Mühe gekostet hat.

Man urtheilet übel, wenn man sagt, diese Lehre ist strenge, und eine Feindinn der Sinne, und daraus den Schluß macht, also ist sie gut. Es ist aber auch dieses unrecht, und noch weit schlimmer, wenn man sie, es koste was es wolle, vertheidigen will, nachdem man einmal ein Anhänger derselben geworden ist. Sage man nicht, dieser Mensch lebet hart, und beobachtet eine strenge Sittenlehre; folglich laufe ich nicht die geringste Gefahr, wenn ich ihn anhöre, und mich ihm anvertraue. Diese Folgerung ist falsch; denn er kann dabey nur einen unvollkommenen Glauben haben, weil er keinen demüthigen und gehorsamen Glauben hat.

Sobald man sich von dem wahren Glauben entfernet, ob es gleich unter dem Scheine der Strenge, und dem scheinbaren Vo-

wande

wande des schmalen Weges geschieht, so ist dasjenige, was man den schmalen Weg nennet, nicht mehr derselbe, weil man durch Vermeidung einer Nachlassung und Gelindigkeit in eine andere verfällt, vor der man sich noch mehr in Acht zu nehmen hat, nämlich die Nachlassung im Glauben.

Wie viele Weibspersonen würden nicht, bey einer nicht so genauen Beobachtung der Strenge, auf welche sie so begierig zu seyn scheinen, und worinnen sie bisweilen fast unersättlich sind, wirklich weit strenger seyn, wenn sie sich bestrebeten in Ansehung gewisser Dinge, ja sogar in Ansehung ihrer Andachten und ihrer gottseligsten Uebungen, nicht so eigensinnig zu seyn? Dieses würde bey ihnen die Stelle einer für sie weit härtern Buße vertreten, als alle übrigen, die sie sich auferlegen können.

Mancher würde mit einer unbeweglichen Standhaftigkeit alle Strenge und Här-

te der Wüste ertragen, der doch keinesweges im Stande seyn würde, eine nützliche Beschämung auszustehen, und sich zu verdemüthigen.

Demjenigen entsagen, was man nach seiner Einsicht dafür hält, was man glaubt, und zu wissen vermeynet, das ist, seiner eigenen Vernunft entsagen, um sie einem fremden Ansehen, oder der Klugheit eines andern zu unterwerfen; dieses halte ich für eine der härtesten Strengheiten, weil da die Vernunft das größte Opfer darbringet.

Die falschen Begriffe von der Strenge, die man sich bisweilen in der christlichen Sittenlehre gemacht hat, haben gemeiniglich weiter zu nichts gedienet, als unsere Religion den Freydenkern unerträglich, und den schwachen und furchtsamen Seelen ärgerlich und zu einer Gelegenheit zum Falle zu machen. Die einen sehen es gerne, wenn man ihnen die Pflichten und Verbindlichkeiten

keiten vergrößert, damit sie ein Recht haben mögen, nichts davon zu glauben, und vornehmlich nichts davon zu thun; und wenn man zu viel von ihnen fordert, damit sie einen Vorwand haben mögen, alles abzuschlagen. Die Schwachen hingegen haben sich aus diesen Irrthümern oftmals ein Gewissen gemacht, und dieses falsche Gewissen hat ihnen Gelegenheit gegeben, wirkliche Laster zu begehen.

Man will sich zu einem Sittenrichter, und zu einem Verbesserer der Nachläßigkeiten der Welt aufwerfen, ohne zuförderst daran zu denken, wie man die Nachläßigkeit, in welcher man selbst lebt, verbessern will. Man schreyet ohne Unterlaß wider vermeynte verfallene Lehren, man seufzet bey aller Gelegenheit und mit betrübten Herzen über den Verfall der evangelischen Sittenlehre, man macht sich auf eine eiferige, oder vielmehr hitzige und erbitterte Weise wider diejenigen auf, die man für die Zer-

stöhrer dieser heiligen Sittenlehre will angesehen wissen, man redet von nichts als Strenge, und dieses thut man sowohl in öffentlichen Reden, als in besondern Unterredungen, in den Beichtstühlen, und in gottseligen Schriften. Dieses ist der schöne äußerliche Schein, von welchem sich sehr viele Seelen, die entweder einfältig oder von vorgefaßten Meynungen eingenommen sind, verblenden lassen. Wenn man aber, weil man nicht so leichtgläubig ist, und den Schein nicht so leicht mit der Wahrheit vermenget, durch dieses Aeußerliche hindurchdringet, was trifft man alsdenn an? Strenge Leute, oder die doch dafür gehalten werden; die aber zu gleicher Zeit mit allen Sachen wohl versehen sind, und gar sehr dafür sorgen, daß sie es seyn mögen. Strenge Leute, die aber auch zu gleicher Zeit in der Welt, und in der schönsten Welt zerstreuet sind, damit sie alle Annehmlichkeiten derselben genießen mögen. Strenge Leute, die aber doch weder von weltlichen Ergötzlichkeiten,

ten, noch von angenehmen und lustigen Gesprächen, noch auch von gutem Essen und Trinken Feinde sind. Mit einem Worte, Leute von der äußersten Strenge in ihren Lehren, aber von der äußersten Gelindigkeit in ihren Beyspielen; Engel in Ansehung ihrer Grundsätze, aber Menschen, und nur gar zu sehr Menschen in Ansehung ihres Verhaltens. Sie wollen zwar wohl, daß diese Strenge, von welcher sie so nachdrücklich reden, soll in Ausübung gebracht werden, aber nur von andern, und nicht von ihnen selbst. Als Meister und Lehrer bleiben sie bey dem Unterrichte, die Ausübung aber überlassen sie ihren Schülern.

Wohl eine wunderbare Sache! man liebet die Strengheit der Buße allenthalben, und in allen andern, außer in sich selbsten. Man liebet sie in den andern, man liebet sie in den Büchern, man liebet sie in den öffentlichen Reden, man liebet sie in den verträulichen Unterredungen; es ist also noch

übrig, daß man sie in der Ausübung, und in Ansehung seiner liebe. Allein ist es darum zu thun? alsdenn zieht sich ein jeder zurücke, und stellet sich davor in Sicherheit; man liebet sie nicht mehr, obschon sie uns nur in der Ausübung nützlich und verdienstlich seyn kann.

Man bekennet sich zu der strengen Sittenlehre, man heget aber zu gleicher Zeit in dem Innersten der Seele eine Bitterkeit, die nichts mildern kann; man behält in derselben ein tödtliches Gift, unversöhnlichen Haß und Feindschaften, die man niemals ablegt. Man ist wunderlich und verdrüßlich, in seinen Worten beißend, in seinen Aussprüchen unbarmherzig, in seinen Befehlen gebietherisch, in seinem Zorne hitzig und ausschweifend, und in seinem ganzen Betragen beschwerlich und überlästig. Man ist strenge; aber man behauptet zugleich, vermög eines Geheimnißes, welches uns das Evangelium nicht bekannt gemacht hat, ohne

ne von der strengen Sittenlehre, zu der man sich bekennet, abzuweichen, ein Recht zu haben, sich wider ganze Gesellschaften zu empören, ihnen Gesinnungen und Absichten beyzumessen, die sie niemals gehabt haben, sie für das, was sie nicht sind, auszugeben, und für das, was sie sind, niemals erkennen zu wollen; allenthalben alle ärgerliche Nachrichten, die ihnen nachtheilig sind, zu sammeln, und sie mit allerhand Verfälschungen, Erklärungen, und Vergrößerungen, die alle Dinge verändern, und sie unter abscheulichen Bildern vorstellen, öffentlich bekannt zu machen. Was würde man wohl noch mehrer thun, wenn man sich über alles dieses auch zu der lockersten Sittenlehre bekennete?

Man lernet fasten, man lernet wachen, man lernet betrachten und seinen Leib kasteyen. Aber die Mäßigung, die Herrschaft über sich selbst und über die Bewegungen seines Herzens, ist in allen und jeden Stän-

den dasjenige, was man fast niemals lernet. Man hält es für eine gewisse Art der Klugheit, nicht so gut und so geduldig zu seyn; man will nicht für einen Menschen gehalten werden, den man leicht angreifen könne, und welcher sich nicht zu vertheidigen wisse. Man freuet sich vielmehr, daß man sich gleichsam fest gemacht, und die Leute gewöhnet hat, sich vor uns zu fürchten, und uns nicht zu nahe zu treten. Man führet in diesem Stücke sehr viele Ursachen an, die von der Klugheit, von dem Wohlstande, und von der Billigkeit hergenommen sind; wenn sie aber recht untersuchet und erwogen werden, so laufen alle auf eine einzige hinaus, welche darinnen besteht, daß man nichts leiden will. Dem ungeachtet ist man ein Vertheidiger der strengsten Sittenlehre, man ist in einem Hause, in einer Gesellschaft ein Muster der Tugend, man hat Entzückungen und Begeisterungen, das heißt, man ist wie jene Berge, die man nur anrühren darf, um aus ihnen einen

nen dicken Rauch herausgehen zu lassen (*). Sie sind hohe Berge, Berge, die wegen ihrer hohen Gesinnungen und Absichten fast bis in den dritten Himmel erhoben sind; tastet sie aber nur einigermaßen an, so sind sie alsdenn rauchende, und in vollen Flammen stehende Berge.

Wie schwer kömmt es nicht gewissen Reichen und Großen in der Welt an, wenn sie Schulden bezahlen sollen, die sie rechtmäßiger Weise gemacht haben? was für Gewalt kostet es sie nicht, oder vielmehr was für Gewalt muß man ihnen nicht anthun, um sie zu einer Bezahlung anzuhalten, deren sie sich, wie sie selbst gestehen, nicht entziehen können? durch wie viel Worte und nichtige Versprechungen suchen sie nicht den Verfolgungen eines Gläubigers zu entgehen? wie oft muß er sich nicht abweis:n lassen? durch wie viele Verzögerungen, und durch wie manchen Aufschub ermüden

(*) Psalm. 143. 5.

müden sie nicht seine Geduld? Man hält einen Menschen für unhöflich und für elend, weil er das Seinige haben will; und dieser Elende sieht sich genöthiget, um eine Schuld zu bitten, als ob er um eine Gnade bäte, weil er mit einem Großen zu thun hat, von welchem er niemals eine andere, als diese Antwort erhält, er könne ihm noch nichts geben, ob er gleich zu eben der Zeit alles hat, was zur Bestreitung unzähliger überflüßiger Ausgaben, zur Pracht und Verschwendung, zum Spielen, ja zu Sünden und Lastern erfordert wird. Bey allem dem stellet man sich vielleicht äußerlich noch ganz andächtig, und erkläret sich für die strengste Sittenlehre.

Nachdem wir mit unserer Aufführung und Lebensart in einem ganzen Viertheile, in einer ganzen Stadt, in einem ganzen Lande zum Gegenstande des Gespräches geworden sind, haben wir uns endlich begriffen, und auf eine erbauliche Buße, und

ein

ein frommes Leben verlegt. Dieses ist es, weßhalben man den Himmel nicht genugsam preisen kann. Allein indem wir in Ansehung unser ordentlicher geworden sind, nehmen wir zu gleicher Zeit in Ansehung unsers Nächsten eine übertriebene Strenge an. Wie? wir können andern nicht einmal den geringsten Fehler vergeben? ach! so oft hat man uns die größten Aergernisse verzeihen müssen!

Wenn anstatt uns einen armen und demüthigen Heiland zu verkünden, der in einem finstern Stalle gebohren worden, man uns heute versicherte, die Sache befände sich nicht also, man habe uns betrogen, er wäre ein ganz anderer Heiland, er wäre in einem glänzenden und prächtigen Aufzuge, in Glücksumständen, im Ueberfluße, mitten unter den Bequemlichkeiten und Ergötzlichkeiten des Lebens gebohren worden, und dieses wären die Mittel, auf welche er seine Religion gebauet hätte; was würden wir

wohl

wohl an unsern Gesinnungen zu verändern, und an unserm Verhalten zu verbessern haben, um uns nach diesem neuen Evangelium einzurichten? würden wir wohl, wenn wir unsern Glauben geändert hätten, uns genöthiget sehen, unsern dermaligen Wandel zu ändern? würden wir wohl dem, was wir sind, entsagen müssen, um in den Stand der Vollkommenheit versetzet zu werden, in welchem uns alsdenn dieser Heiland würde haben wollen? Oder würden wir nicht vielmehr alsdenn, ohne etwas an dem, was wir sind, zu ändern, vollkommene Christen seyn? und würden wir nicht Ursache haben, uns wegen eines Religionssystems Glück zu wünschen, welches mit unserm Geschmacke, mit unsern Grundsätzen und mit allen Lebensregeln, die uns die Welt vorschreibt, sowohl übereinstimmte?

Seltsamer Widerspruch unsers Jahrhundertes! Niemals hat man in den Unterredungen, in den Gesprächen, in den Unter-

richten

richten der Sittenlehre den Weg des Heils enger gemacht, weil nämlich die Unterweisungen und die Worte zu nichts verbinden; und zu gleicher Zeit hat man eben diesen Weg des Heils, was die Ausübung und die Werke betrifft, niemals mehr erweitert, weil die Werke etwas kosten, und die Ausübung abtödtet. Suchen wir nicht, weder durch eine übertriebene Strenge ihn dergestalt einzuschränken, bis wir ihn gar unbrauchbar machen; noch durch eine gar zu große Gelindigkeit so eben und so weit zu machen, bis wir ihm seine ganze Strenge, und sein ganzes Verdienst benehmen. Der eine würde uns zur Verzweiflung verleiten, und der andere würde uns durch ein betrügliches Vertrauen zu Grunde richten. Ergreifen wir den Mittelweg, und sagen wir, daß der Weg des Heils nicht so enge sey, daß man ihn nicht gehen könne; aber zugleich, daß er enge genug sey, um unsere ganze Tugend zu üben.

Von dem Verdienste.

Wir mögen von den Dingen urtheilen, wie wir wollen, und uns von dem Verdienste der Menschen einen Begriff machen, was für einen wir nur wollen, so ist es doch etwas seltenes, in der Welt ein wahres Verdienst anzutreffen, es ist noch seltener, ein vollkommenes Verdienst in derselben zu finden, und es ist etwas höchstseltenes, oder vielmehr etwas sehr wunderseltenes, in derselben ein allgemeines Verdienst, ich will sagen, alle Arten des Verdienstes in einer und eben derselben Person beysammen und vereiniget anzutreffen. Man sieht täglich in der Welt Leute, welche, ob sie gleich wenig Verdienste besitzen, sich dennoch durch Beyhülfe des ungefähren Zufalles und des Glücks Ruhm und Ehre erwerben, und große Thaten thun, ohne deßwegen selbst größer zu seyn. Man trifft in der Welt Leute von einem vorzüglichen, aber eingeschränk-

geschränkten Verdienste an. Man findet in derselben tapfere Leute, deren übrige Eigenschaften aber nicht mit der Tapferkeit übereinkommen; große Feldherren, aber außerdem kleine Geister. Man trifft in derselben große und erhabene Geister an, die aber zu gleicher Zeit niederträchtige Seelen sind; gute Köpfe, aber böse Herzen. Man findet Personen, deren Verdienst, ob es gleich ein wahres Verdienst ist, dennoch nicht das Glück zu gefallen hat; und welche bey allen Gaben und Geschicklichkeiten, womit sie der Himmel beschenket hat, dennoch die Gabe und Geschicklichkeit, sich beliebt zu machen, nicht besitzen. Man trifft in derselben Leute an, welche, wenn sie etwas thun und vornehmen, in die Augen fallen, die aber die Ruhe verdunkelt und vernichtet; die sich, wenn sie in Aemtern stehen, zeigen und sehen lassen, welche aber, wenn sie sich zur Ruhe begeben haben, nur noch der Schatten von dem sind, was sie vorhero waren.

Wo findet man alle diese Dinge beysammen? das heißt, wo findet man zu gleicher Zeit, und in einem einzigen Menschen einen großen Ruhm, der sich auf ein unendlich Verdienst gründet; große Thaten, die aus noch größern Bewegungsgründen geschehen; eine Herzhaftigkeit, die im Kriege unüberwindlich ist, und eine Klugheit, die über alles, was klug und verständig heißt, erhaben ist; einen großen, durchdringenden und erhabenen Verstand, dem nichts unbekannt, und welcher recht dazu gebohren ist, daß er von allem ein Urtheil fällen kann; eine noch schönere und noch edlere Seele, die Kriegstugenden bey den bürgerlichen, einen hohen Geist bey der Gütigkeit, eine durchdringende Einsicht bey den Reizungen der Sanftmuth? Wo trifft man einen Menschen an, der eben so liebenswürdig als fürchterlich ist, und eben so sehr geliebet als bewundert wird? einen Menschen, der die Ehre seines Volkes, das Schrecken der Feinde seines Königs, die Zierde des

Ho-

Hofes, die Bewunderung der Gelehrten, die Liebe und das Vergnügen rechtschaffener Leute ist? einen Menschen, der in der Stille und Einsamkeit eben so groß, als an der Spitze der Kriegsheere, und eben so mit Ruhme und Ehre überhäuft ist, wenn er sich selbst gelassen, und seiner mächtig ist, als wenn er Treffen liefert, und Siege ersicht? Wo, sage ich, trifft man alles dieses, und in einem hohen Grade an? Ganze Jahrhunderte sind nicht hinlänglich, ein Beyspiel davon hervorzubringen; und unser Jahrhundert ist das glückliche Jahrhundert, in welchem man dieses Beyspiel gesehen hat (*).

Es giebt in der Welt unfruchtbare Verdienste, das ist, solche, die nicht belohnet werden, weil es Verdienste giebt, welche die Menschen nicht einsehen und erkennen. Nun

(*) Trauerrede auf Ludwigen von Bourbon, Prinzen von Conde.

Nun aus diesem einzigen Grunde wie viel giebt es nicht in der Welt verlorne Verdienste? wie viel unbekannte? wie viel vergessene? wie viele, die von der Zeit ausgelöscht? wie viele, die in dem Gedränge, und unter dem Haufen erstickt worden? Es giebt auch Verdienste, welche, ob sie gleich bekannt sind, dennoch nicht gefallen. Wie viel trifft man nicht deßwegen unter den Menschen unglückselige, zurückgewiesene, und, wenn ich so sagen darf, verworfene Verdienste an; Verdienste, welche wegen der Trennung der Herzen, oder wegen der einander zuwider laufenden Vortheile, statt der Gewogenheit und Liebe, den Neid und Haß erregen? Verdienste haben, oder derselben gar zu viel haben, ist oftmals in der Welt eine Ursache, warum man von den Ehrenämtern und Ehrenstellen ausgeschlossen wird, mit welchen sie in derselben belohnet werden. Endlich mögen die Menschen so gerecht und erkenntlich, ja, ich sage noch mehr, sie mögen so freygebig und großmü-

thig

thig seyn, als sie nur immer wollen, so giebt es dennoch Verdienste, die sie nicht belohnen, weil es nicht in ihrem Vermögen steht; Verdienste, die sie zugestehen, und von welchen sie auch so gar gerühret werden, die ihnen aber, weil sie die Anzahl der Gnadenbezeigungen, die sie auszutheilen haben, übersteigen, überlästig, beschwerlich, und verdrüßlich fallen.

Es giebt Verdienste, und zwar in sehr großer Zahl, welche sich nur mit jener Behutsamkeit bey dem Lichte sollten sehen lassen, deren man sich in Ansehung gewisser Stoffe, um sie zu verkaufen, bedienet. Man zeiget sie nur an dem halben Tage, weil der helle Tag Mängel entdecken würde, die ihren Werth herabsetzen würden. Wie viele Menschen scheinen sich nur erhoben zu haben, um sich verächtlich zu machen, um ihre Schwachheit sehen zu lassen, um die gute Meynung, die man von ihnen gefaßt hatte, zu verlieren? So lange sie sich

in dem Stande, in welchem sie die Vorsicht hatte lassen gebohren werden, hielt n, gelung ihnen alles, man ehrete sie, man sprach von ihnen rühmlich. Allein ve mittelst eines Unsinnes, den der Hochmuth einzuflößen nicht ermangelt, wollten sie sich in die Höhe schwingen, und ihren Flug höher nehmen: und eben damals hat man angefangen, sie besser zu kennen, und vermittelst dieses Kenntnisses hat man sie geringer schätzen gelernet. Sie waren vorher an ihrer Stelle, sie verhielten sich daselbst wohl; allein sie sind nicht mehr an ihrem Orte, und alles, was sich nicht an seinem gehörigen Orte befindt, beleidiget die Augen der Menschen.

Es giebt Leute, welche ohne einzige natürliche Gabe, ohne Talent, ohne geleistete Dienste, ohne Ruhm, zu allem gelangen, da indessen andere, mit den besten Verfassungen, und mit vortrefflichen Eigenschaften versehen, zurücke bleiben, und nicht weiter

kom-

kommen können. Sollten mehrere um etwas anhalten, so wird ein Unverständiger eine Stelle behaupten, die der Geschickteste nicht erhalten kann; warum dieses? weil jener von Freunden, die ihm forthelfen, unterstützet wird: da hingegen dieser keinen andern Schutzpatron, keine andere Stütze, als sich selbsten, und sein eigenes Verdienst hat.

Die Belohnungen der Welt werden auf eine sehr ungerechte Weise ausgetheilet. Man bekömmt sie oftmals, ohne daß man sie verdienet hat; man verdienet sie aber auch noch öfter, ohne daß man sie erhält. Man bekömmt sie, ohne daß man sie verdienet, und dieses sollte die mehresten von den Glückseligen in der Welt demüthigen. Man verdienet sie aber auch noch öfter, ohne daß man sie bekömmt, und dieses macht die Unglückseligen überdrüßig, und bringt sie zur Verzweiflung. Obschon die Belohnungen nur den Verdiensten gehören, so trägt doch

eine jedwede andere Sache, als die Verdienste, etwas dazu bey, daß man sie erhält. Man erlanget sie durch das Ansehen, in welchem man stehet, man bringt sie durch ein begieriges Anhalten zuwege, man reißt sie mit Ungestüm an sich. Die Kühnsten und Begierigsten sind diejenigen, die dazu gelangen. Ein ungefährer Zufall, des einen sein Glück, oftmals aber auch die Bosheit des andern entscheiden sie. Man bedienet sich, um sie zu begehren, der Verdienste eines andern, der Sohn will wegen der Dienste des Vaters belohnet seyn. Selbst diejenigen, die diese Belohnungen auszutheilen haben, können, so vorsichtig sie auch immer handeln, und so gern sie dieselben nach der Billigkeit austheilen wollen, sich kaum für sich selbst gut seyn, und sich darauf verlassen, daß sie sich nicht von etwas werden einnehmen und hintergehen lassen. Da sie Menschen sind, so belohnen sie als Menschen, das heißt, weit öfter nach der Nothwendigkeit, in welcher sich ihre Ge-

schäff-

schäffte und Umstände befinden, als nach dem Maaße ihrer Hochachtung; weit öfter aus Neigung, als aus vernünftigen Gründen. Und in Wahrheit, diejenigen, die an ihren Ergötzlichkeiten Theil nehmen, haben gemeiniglich weit mehrern Antheil an ihrer Gnade, und an ihren Wohlthaten, als diejenigen, die sich in ihrem Dienste aufopfern. Diejenigen, die ihnen schmeicheln, und sie hintergehen, werden gemeiniglich weit besser belohnet, als die, so ihnen treu sind. So geht es in der Welt, und wenn wir gleich noch so viel Eifer haben, dieselbe zu verbessern, so dürfen wir uns dennoch nicht die geringste Hoffnung machen, daß es jemals anders werden wird.

Von dem guten Namen und einem großen Ruhme.

Der gute Namen ist ohne Widerspruch in der Meynung der ganzen Welt ein kostbares Gut, und nichts destoweniger ist er für ehrgeizige, und hochmüthige Seelen nicht genug: denn es mangelt ihm etwas, was ihren Hochmuth befriedige, und ihrer Eitelkeit schmeichle. Ein guter Namen, obschon er hoch zu achten ist, hat in dem Grunde nichts, was uns von andern viel unterscheidet; es ist ein Stand, welcher einer Menge rechtschaffener Leute, unter denen wir leben, und deren Anzahl in der menschlichen Gesellschaft nicht klein ist, zukömmt. Man hat gegen sie alle Hochachtung, die ihnen gebühret; allein diese Hochachtung theilet ihnen endlich jenes Ansehen, jenen Glanz, jenen Rang nicht mit, welcher den großen Ruhm ausmacht. Man spricht nicht von ihnen, wie man es von einigen andern sagt, dieses

ist

ist ein großer Mann, eine große Obrigkeit, ein großer Staatsmann, ein großer Scribent, ein großer Redner: prächtige Namen, und glänzende Eigenschaften, welche uns verblenden, und über welche man ungemein eifrig hält; und auf diese Art ist ein großer Ruhm über einen guten Namen weit hinweg. In Ansehen der Ehre und des Ruhmes schätzet man alles übrige für gering, sobald man nicht den höchsten Grad erreichet hat.

Es verhält sich mit einem großen Ruhme eben so, wie mit einem großen Glücke: es ist gleich schwer, das eine und das andere rühmlich zu behaupten, und sich darinnen nicht zu vergehen. Wenn man sich auf einem gewissen Grade der Erhebung und des Ansehens erblicket, so hat es das Ansehen, als wäre man auf einmal in einen neuen Menschen verwandelt. Die Gedanken, die Neigungen, die Empfindungen sind ganz unterschieden, das ganze Betragen ist dem vorigen entgegen gesetzt. Man war

von einem angenehmen, lieblichen, freundlichen Umgange, man gieng mit Freunden auf die verträulichste Art um; allein die Zeiten haben sich geändert, und an eben dieser Aenderung hat auch das Herz Theil. Man hat ein allzu großes Ansehen überkommen, um hinfüro dergleichen Verträulichkeiten zu unterhalten. Man hat sich auf einen höhern Grad erschwungen, und man gesellet sich nunmehr nur den Großen bey.

Wenn wir genau Acht haben, worauf sich diese herrlichen Namen, welche so viel Lärmen machen, gründen, so werden wir finden, daß der meiste Theil keinen andern Grund habe, als die Gelegenheit, und den Zufall. Dieser Kriegsmann ist durch einen Sieg, den er davon getragen, oder den man vielmehr für ihn, und in seinem Namen erfochten hat, berühmt geworden; er ward ihm zugeeignet, weil er die Stelle des Feldherrn vertrat, und er hat davon die Ehre, ohne daß er, die Wahrheit zu sagen,

gen,

gen, weder die Arbeit ertragen, noch die Gefahr ausgestanden habe.

Dieser Mensch läßt sich als ein Meister hören, so viele Kenntnisse scheinet er sich erworben zu haben, und in allen Gattungen der Gelehrsamkeit bewandert zu seyn. Man setzet ihn unter den Gelehrten an die erste Stelle, und es ist wahr, daß es keinen Stoff gebe, über welchen er sich nicht auf eine verführerische Art ausdrücke. Aber dieser ganze Vorrath der Gelehrsamkeit ist oft nichts anders, als eine schöne Oberfläche, unter welcher viel leeres, und sehr wenig wesentliches ist. Wenn man zu viel weiß, oder zu viel wissen will, trägt es sich oftmals zu, daß man nichts wisse. Man thut sich nichts destoweniger hervor durch eine gewisse Leichtigkeit sich auszudrücken, und durch einen Ueberfluß der Worte, der niemals abnimmt; durch einen entscheidenden und freyen Ton, welcher nicht den geringsten Zweifel übrig zu lassen,

und allen Beschwernissen vorzukommen scheinet, durch eine gewisse Pracht der Ausdrücke, der Namen, der Vernunftschlüsse, der Thaten, denen man nicht widersprechen kann, weil die meisten aus jenen, die sie anhören, nichts davon begreifen, und eben darum, da sie nicht im Stande sind, das Schwache davon einzusehen, Anbether desjenigen werden, was sie nicht wissen. Tausend Seelen, welche leicht zu verführen sind, lassen sich von diesen Begriffen einnehmen; von dem einen gehen sie zu dem andern hinüber, es wird in kurzer Zeit eine fast allgemeine Meynung, und ein Ansehen daraus, das keinem Angriffe blos gestellet ist.

Was für Mühe kostet es nicht, wenn man sich in der Welt einen guten Namen zuwege bringen will? es gehören viele Jahre von Prüfungen, und von den schärfsten und strengsten Prüfungen dazu. Hat man ihn nun erlanget, was wird nicht erfodert, sich dabey zu erhalten, und ihn wi-

der

der alles, was ihn würde verdunkeln können, zu vertheidigen? Wir sind so geneigt, das Böse zu glauben, wir sind sogar dergestalt gewohnt, es zu vermehren und zu vergrößern, daß ein einziges Wort hinlänglich ist, um jemanden alle Hochachtung, die wir gegen ihn hegen, zu entziehen. Wir nehmen ein Wort in allem nur möglichen Verstande, und zwar allezeit in dem schlimmsten, weil wir es nach dem natürlichen Verderben unsers Herzen auslegen; so daß der beste gute Name auf einmal zu Grunde gerichtet ist, und oftmals fast gar nicht mehr wieder hergestellet werden kann. Wenn man eine gewisse Frucht nur ein wenig anrühret, so verlieret sie ihre ganze Schönheit, und kann sie niemals wieder bekommen. Und wenn die Ehre einmal Schaden gelitten hat, so ist der Schandfleck fast unauslöschlich, und der Schade unersetzlich. Wir mögen in Zukunft sagen, was wir wollen, und uns alle nur mögliche Mühe geben, die Wunde, die wir geschlagen haben, wiederum zu heilen; man wird

wird doch, aller unserer angewandten Mühe und Ehrenerklärungen ungeachtet, allezeit an ein solches Wort, das uns entfahren ist, gedenken, man wird sich daran halten, und alles übrige als ausstudirte Reden und Ceremonien betrachten.

Wird sich wohl ein Frauenzimmer einbilden können, sie werde sich ungestraft alle Arten von Freyheit erlauben, ohne daß man an sie dächte, oder von ihr redete? sie werde einen jedweden Umgang, der ihr gefiele, unterhalten können, ohne daß man Folgen daraus zöge, die ihrer Ehre nachtheilig wären? sie werde das Recht haben, in der Welt gefährliche und verdächtige Verbindungen einzugehen, ohne daß man sich mit Recht daran ärgern könnte? und sie möchte auch thun, was sie nur wollte, so werde man doch verbunden seyn, nichts zu glauben, keinen Argwohn zu hegen, und nichts zu sehen; oder man werde vielmehr verbunden seyn, sich selbst zu verblenden, um

zu glauben, daß sie ordentlich lebte, und klug wäre? Ist dieses nicht eine Forderung, die eben so seltsam, als unbillig ist? Indessen ist dieses die Forderung so vieler weltlichgesinnter Frauenzimmer. Man will das Ansehen haben, als ob man ordentlich lebte, und tugendhaft wäre, ohne daß man sich einige Gewalt anthun, oder einer Regel unterwerfen will. Oder besser zu sagen, man will bey aller Unabhängigkeit der Frechheit und des Lasters alles Ansehen der Tugend und eines untadelhaften Lebens haben.

Ein junges Frauenzimmer sollte sich niemals anders, als mit der größten Behutsamkeit und mit einer ganz besondern Ehrbarkeit und Bescheidenheit öffentlich sehen lassen. Die Einsamkeit sollte ihr Element, und die Sorge für das Hauswesen ihre ordentliche Beschäfftigung und Verrichtung seyn. Wenn sie dieselbe bisweilen verläßt, so solle sie nur von der Nothwendigkeit dazu angetrieben werden. Hat sie Gelegenheit sich ein Vergnügen zu machen, so solle sie nicht nur den Verdacht,

dacht, sondern auch sogar den Schein des allergeringsten Verdachtes vermeiden. Sie muß beständig eine kluge und wachsame Mutter um sich haben, und wenn sie sich ihrer Aufsicht nur einen Augenblick entzieht, so verletzt sie dadurch ihre Ehre. Sie muß also allezeit einen Bürgen ihres Verhaltens, und einen Zeugen ihrer Unterredungen und Unternehmungen haben. Endlich muß ihr eine solche Unterwerfung, anstatt ihr verhaßt zu werden, wohlgefallen, und sie muß sie um ihrer selbst, und um ihres eigenen Trostes willen lieben; und sobald sie sich derselben zu entledigen sucht, so kann dieses zu nichts anders, als zu üblen Muthmassungen von ihrer Tugend Gelegenheit geben.

Wenn wir sehen, daß wir bey einer geringen Anzahl von Leuten in einen üblen Verdacht gekommen sind, so ist dieses zwar ein Verdruß für uns, jedoch aber ein solcher, den wir verschmerzen, weil wir wissen, wodurch wir uns bey vielen andern deßwegen

wegen schadlos halten können, derer Urtheile uns entweder günstiger, oder doch nicht so sehr zuwider sind. Verlieren wir die Hochachtung der einen, so behalten wir doch noch die Hochachtung der andern. Anstatt eines, dem unsere Ausschweifungen bekannt sind, finden sich hundert andere, die nichts davon wissen, die sie nicht glauben, die sie verzeihen und entschuldigen. Wenn aber das böse Geschrey, in welchem wir sind, allgemein ist, und wenn alle Urtheile wider uns übereinstimmen; wenn wir unsern guten Namen durchgängig verlohren haben, so ist dieser allgemeine Tadel eine Art von Verwerfung, die wir nicht ertragen können, und die uns schrecklicher als der Tod vorkömmt.

Von dem Beyspiele.

Was für eine Freyheit man sich auch herausnimmt, und was für einen verdächtigen, oder wohl gar offenbar vertrau-

ten Umgang man auch immer unterhält; so unterläßt man doch nicht, als Mutter, einer Tochter einen ordentlichen Lebenswandel vorzupredigen, und sie zur Sittsamkeit und einem eingezogenen Leben zu ermahnen. Man verlanget von ihr, sie soll gehorsam seyn, und folgen, da man sich doch indessen zu viel Freyheit anmaßt, und das Joch seiner wesentlichsten Pflichten abwirft. Aber was für einen Nachdruck kann wohl ein solcher, obgleich mütterlicher Eifer haben, wenn er nicht durch das Beyspiel unterstützet, oder wenn er wohl gar durch dasselbe zernichtet wird? Und was für eine Wirkung können wohl die Lehren und Vorstellungen einer Mutter, deren guter Name entweder in einem üblen Geschrey, oder zweifelhaft ist, bey einer Tochter haben, welche die Einfalt der Tauben nicht mehr besitzt, und dadurch, daß sie die Augen immer mehr und mehr a fthut, vielleicht eben so scharfsichtig und tief einsehend, als eine Schlange, geworden ist?

Es ist etwas leichtes, andere zur Ausübung eines strengen Lebens zu ermahnen, so lange es nichts kostet. Einem Menschen, der sich satt gegessen hat, fällt es nicht schwer, von der Enthaltung und dem Fasten zu reden. Ein Mensch, der an allen einen Ueberfluß hat, dem nichts mangelt, und welcher im Besitze ist, ein angenehmes und gemächliches Leben zu führen, wirft sich gar leicht zu einem Prediger der genauesten Lebensänderung auf. So beredt und so eifrig er aber auch immer seyn mag, so glaubt man doch allezeit ein Recht zu haben, sich auf sein Beyspiel zu berufen, und ihm zu antworten, dieser Verbesserungseifer schicke sich nicht für ihn, diese Sprache stehe ihm übel an, und wenn er die Sachen so weit treiben wolle, so müsse er sich nach Zuhörern umsehen, denen er etwas weniger bekannt wäre.

Man läßt es oftmals nicht dabey bewenden, daß man selbst ein ruchloser Mensch

 ist,

ist, sondern man macht auch aus seinen Kindern durch das Beyspiel, das man ihnen giebt, ein immer auf einander folgendes Geschlechte ruchloser Menschen. Man hat keine andere Macht und Gewalt über sie, als damit man ihren Untergang auf eine kräftige Weise befördern möge. Man ist nur deßwegen ihr Vater, damit man seine Laster auf sie fortpflanzen, ihnen seinen Ehrgeiz einflößen, sie die Galle seiner Feindschaften mit der Muttermilch einsaugen lassen, und sie, durch Hinterlassung übel erworbener Güter, in seine Ungerechtigkeiten verwickeln möge. Wenn wir einen Abscheu vor den ungläubigen Völkern haben, die ihre Kinder aus einem barbarischen Aberglauben ihren Götzen opferten; sollen wir wohl einen geringern vor denen haben, die die ihrigen dem Teufel der Welt opfern, von welchem sie selbst besessen sind?

Wie groß ist nicht die Sünde derjenigen Diener des Herrn, welche, ob sie gleich

den heiligsten Charakter an sich tragen, denselben dennoch durch ein weltliches, ich will nicht sagen freches und ausgelassenes Leben schänden, und machen, daß das Aergerniß sogar auf ihren Stand und auf ihr Amt zurücke fällt? Sie sollten das Salz der Erde seyn; so aber wird die Erde durch sie verderbt. Sie sollten das Licht der Welt seyn; sie leuchten aber nur, damit die Welt ihre Flecken desto deutlicher sehen möge, die man an ihnen wahrnimmt, und derer man sich ihrentwegen schämet. Sie sollten die Stadt seyn, die auf dem Berge liegt; sie scheinen aber nur deßwegen erhaben zu seyn, damit sie von einem erhabenern Orte Ausschweifungen können sehen lassen, welche das gemeine Volk in Erstaunen und Verwirrung setzen, ihnen selbst aber Schimpf und Schande zuziehen. Gott hat sie in seine Kirche gesetzet, sie zu erbauen und zu heiligen, er hat ihnen die Sorgfalt für die Heerde aufgetragen, damit sie die Hirten derselben seyn möchten; aber sie haben die genauesten und

unumgänglichsten Pflichten nicht beobachtet, sondern sind von dem rechten Wege, den sie andere lehren sollten, abgewichen, deßwegen sind sie, ob sie gleich Seelenhirten und Diener der Altäre sind, geringe, und in den Augen aller Völker verächtlich. Ihr Leben, oder vielmehr die Aergernisse ihres Lebens, haben sie in ihren Augen geringschätzig gemacht, und sie sind ein Gegenstand ihres Tadels geworden.

Man kann sagen, es sey unter allen Beyspielen keines ansteckender, als das Beyspiel eines Herrn, der beständig einen Bedienten um und neben sich hat, welcher ihn allenthalben begleitet, und auf alles Achtung giebt. Wenn knechtische, lohnsüchtige und eigennützige Seelen, schwache Seelen, die keine Erziehung gehabt haben, dergleichen die mehresten von denen sind, die sich in großer Anzahl in unsern Häusern befinden, und unser Gefolge ausmachen, wenn sie, sage ich, alles, was wir sagen und was

wir thun, mit Augen ansehen, und unaufhörliche Zeugen desselben sind, wenn sie wahrnehmen, daß wir verdächtige Oerter besuchen, und uns in solche Zusammenkünfte begeben, deren schändliches Geheimniß ihnen bekannt ist, und daß wir Freyheiten ausüben, worüber sie zwar anfangs erstaunen, mit welchen sie aber nach und nach bekannt werden: was für Eindrücke müssen wohl alle diese Dinge in sie machen? Ist es nicht natürlich, daß sie sich gar bald gewöhnen, eben so, wie wir, zu handeln und zu reden? Vielleicht waren sie, als sie in unser Haus kamen, von allen diesen Lastern frey; man kann es aber fast mit Gewißheit sagen, daß, wenn sie wieder von uns ziehen, sie sie insgesammt mit sich hinwegnehmen werden.

Bay...ische
Sta... ...iothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bourdaloue, Louis,

Ludwig Bourdalouens königl. französischen Hofpredigers, Geist, aus dessen Predigten und andern Werken gezogen, und in bessere Ordnung gebracht

Augsburg 1785

Asc. 5542 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10270697-4
VD18 12088676